



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Schädelkette

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



Die Schädelkette

John Sinclair Nr. 243

von Jason Dark

erschienen am 01.03.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Schädelkette

Sie hatten zu der Zeit gelebt, als nur Zauberpriester und Magier von ihnen wußten und ihnen Opfer brachten. Sie waren Dämonen der finstersten Sorte, gefährlich, grausam, erbarmungslos. Aber sie gerieten in einen großen Kampf mit den stummen Göttern und wurden für lange Zeit verbannt. Die Erde und die Menschheit entwickelte sich weiter. Man flog zum Mond und zu anderen Gestirnen, doch die Großen Alten vergaß man. Das sollte sich rächen…

Die Arbeit war Mord!

Jedenfalls behaupteten das die schwarzen Arbeiter, die in der Diamantenmine schufteten. Und sie hatten recht mit ihrer Meinung, denn es hatte zahlreiche Tote gegeben.

Das Syndikat jedoch kannte kein Erbarmen. Wollte einer der Männer nicht mehr arbeiten, wurde er ausgewechselt. Es standen genügend an, die um Arbeit bettelten.

Wer in den Minen tagtäglich schuftete, war für sein Leben gezeichnet.

Die härtesten Burschen zerbrachen hier, und kaum jemand hatte es länger als zehn Jahre unter der Erde ausgehalten.

Das Syndikat aber wollte mehr, denn Diamanten waren gefragt.

Diamanten und Gold, nur das zählte, und dafür gingen die Männer an der Spitze über Leichen. Zumeist über die ihrer schwarzen Arbeiter.

Und die Männer schufteten weiter. Tag für Tag, Nacht für Nacht.

Es wurde in Schichten gearbeitet. Moderne Bohrer fraßen sich durch das Gestein, wühlten es auf und erfüllten die Gänge der unterirdischen Diamanten-Bergwerke mit einer nie abreißenden Staubwolke.

Die wenigen Weißen, die in die Tiefe fuhren, vernahmen aber auch die warnenden Stimmen. In den alten Geschichten der Eingeborenen lebten die Flüche und die Geister der Tiefe weiter. Sie ließen sich nur bis zu einer angewiesenen Grenze stören. Wenn die überschritten war, dann schlugen sie zurück.

Die Weißen lachten darüber, die Schwarzen jedoch nahmen dies sehr ernst.

Und die Bohrer fraßen sich weiter hinein in das Gestein. Sie holten die wertvollen Steine hervor, die auf dem Weltmarkt so begehrt waren.

Bis es eines Tages passierte.

Für die Schwarzen war es ein Unglück, die Weißen konnten triumphieren. Vorerst nur, denn sie wußten nicht, daß man mit dem Teufel keine Späße trieb.

Es war an einem Freitag, als die Schicht in den Berg einfuhr. Ingenieure hatten den Verlauf eines neuen Stollens geplant und ausgerechnet. Er sollte an diesem Tag in Angriff genommen werden.

Fünf dunkelhäutige Arbeiter hatten die Aufgabe übertragen bekommen.

Kunta, der Vorarbeiter, hatte die Mannschaft selbst zusammengestellt.

Und er nahm nur die Kräftigsten mit. Sie bekamen ihre Bohrer, die Hacken und frische Batterien.

Bevor die fünf Männer losgingen, schaute Kunta sie an. »Ihr wißt Bescheid?« fragte er.

Einer hatte noch etwas hinzuzufügen. »Ich hatte einen Traum und

sah die Diamanten. Aber sie waren von schrecklichen Dingen umgeben. Deshalb sage ich euch, daß wir diesen Tag nicht überstehen werden, meine Freunde.«

Kunta, der Vorarbeiter, wurde besser bezahlt als die anderen. Er verdiente auch Prämien und wollte sich durch so ein Geschwätz nicht das Geschäft verderben lassen. »Halte ja dein Maul, Oko. Hier wird nichts passieren. Wir allein brechen den neuen Stollen auf, und wir werden Geld kassieren…«

»Für das wir die Waren der Weißen kaufen.«

»Du kannst ja das verdorbene Fleisch unserer Brüder fressen. Ich jedenfalls nicht.«

»Verräter!«

Kunta öffnete seinen Mund. Scharf stieß er den Atem aus. Unter der Haut bewegten sich seine Muskeln, doch er riß sich zusammen.

»Darüber reden wir noch«, sagte er. »Vorwärts jetzt!«

Die fünf Männer verließen den Förderkorb und damit auch die einzige Verbindung zur Außenwelt. Hintereinander schritten sie in den breiten Tunnel hinein, zwischen den Schienen, auf denen kleine Wagen mit dem Geröll befördert wurden.

Man hörte sie schon von weitem, wenn sie herbeirumpelten und zum Sammelplatz rollten. Da die Strecke ein wenig Gefälle besaß, brauchte man keine Zugmaschinen einzusetzen.

Es wurde heißer, je tiefer sie in die südafrikanische Erde eindrangen.

Wie eine Wand lag der Staub im Tunnel. Wenn die Staubpartikel in den Schein der Lampen gerieten, blitzten sie auf.

Die Männer waren gleich gekleidet. Ärmellose Hemden und Hosen aus rauhem Leder, die hielten am längsten.

Ein schweigender Marsch führte sie in die Tiefe. Schon bald trennten sie sich von dem Hauptstollen, drangen ein in die niedrigen, kleinen, unterirdischen Schluchten, wo die Luftzufuhr noch schlechter war, die Staubwolke dafür dichter.

Auch diesen Stollen mußten sie durchwandern. Manche Stempel standen schon schief. Es wurde Zeit, sie neu aufzustellen. Sonst würde der Stollen sicherlich bald zusammenbrechen.

Noch war es aber nicht soweit, denn ein zweiter, von diesem abzweigender Stollen sollte noch in den Berg hineingetrieben werden.

Die Weißen hofften dort auf eine besonders große Ausbeute an Diamanten.

Die Männer sprachen kein Wort miteinander, als sie zu ihrem Arbeitsplatz gingen. Bei jedem Schritt tanzten die hellen Strahlen und strichen geisterhaft über die rauhen Wände.

Die Geräusche der unterirdischen Anlage blieben hinter ihnen zurück.

Stille umfing die Männer, nur durchbrochen von ihren

Laufgeräuschen.
Viele Arbeiter fürchteten sich, die leeren Stollen zu betreten, denn sie glaubten, daß die Berggeister Rache an denen nehmen würden, die sie störten. Alter Aberglaube, den Kunta, der Vorarbeiter, weit von sich wies.
So etwas war in seinen Augen der reinste Unfug.
Nach fünf Minuten erreichten sie die Stelle, wo der neue Stollen in den Berg geschlagen werden sollte. Wenn sie am Ende der Schicht die ersten Yards geschafft hatten, würden andere kommen und die Decke mit den Stempeln abstützen.
Kunta blieb stehen. »Hier ist es!« sagte er. Seine Stimme klang seltsam dumpf.
Die anderen schauten sich um. Ihre Augäpfel leuchteten unnatürlich weiß in den schwarzen Gesichtern. Es war ihnen anzusehen, daß sie sich nicht wohl fühlten.
Ein jeder hatte Angst.
Aber das Geld lockte. Sie bekamen den doppelten Lohn. Davon konnten sie sich und ihren Familien etwas kaufen.
Kunta holte Kreide aus der Tasche. Im Licht der brennenden Lampen zeichnete er genau ein, wo gebohrt werden sollte.
»Verstanden?« fragte er.
Nicken.
»Will noch jemand etwas sagen?« Kunta schaute seine Männer der Reihe nach an.
Bis auf Oko schwiegen sie. Der jedoch meinte: »Hier kommen wir nicht mehr raus!«
»Anfangen!« fauchte Kunta und ballte seine linke Hand.
»Ich wollte nur meine Meinung sagen!«
»Das hast du hiermit getan. Los jetzt!«
Sekunden später begann das ohrenbetäubende Rattern der Bohrer. Zu dritt fingen sie an, setzten mit Diamanten bestückten härtesten Edelstahl gegen das in Jahrmillionen gewachsene Gestein ein und frästen tiefe Löcher hinein. Sie arbeiteten hart, und zwei Männer schauten zu.
Es waren Kunta und Oko. Sie hatten eine andere Aufgabe zu erfüllen und nahmen sie in Angriff, sobald die Bohrer das erste Gestein gelockert hatten.
Vor lauter Staub waren die Männer kaum zu sehen. Ihre Körper glänzten, die brütende Hitze machte ihnen zu schaffen, der Staub raubte ihnen den Atem, und die Arbeiter mit den Bohrern waren froh, als sie abgelöst wurden.
Erschöpft ließen sie sich zu Boden fallen. Mühsam rangen sie nach Luft.
Auch Kunta sah dies. Er beschloß, bei den Weißen zu intervenieren,

damit sie am morgigen Tag eine Frischluftzufuhr in den Stollen leiteten.

Sonst war die Arbeit auf Dauer Mord.

Kunta und Oko traten nun in Aktion. Sie waren die beiden Kräftigsten, und sie nahmen ihre Hacken, um das Gestein wegzuschlagen, das noch hängengeblieben war.

Keine ungefährliche Arbeit. Mehr als einmal fielen kopfgroße Brocken nach unten. Sie trafen die Helme und die Körper der Männer, rissen die Haut auf, und Blut vermischte sich mit Staub.

Oko hatte sich weiter vorgearbeitet. Voller Haß und Zorn schwang er die Hacke. Er stellte sich vor, daß er hier nicht gegen irgendwelche Felsen schlug, sondern gegen die Körper der weißen Ausbeuter. Und das machte ihn wild. Er schaffte auch mehr als sein Vorarbeiter, bis er plötzlich einhielt, denn die Hacke war gegen einen merkwürdigen Stein geschlagen und hatte ein hohl klingendes Echo erzeugt.

Sofort zuckte Oko zurück und wäre fast noch von Kuntas Hackenspitze am Oberarm getroffen worden.

»Verdammt, was ist geschehen? Warum machst du nicht weiter? Hier kriegt keiner was geschenkt.«

»Schlag selbst!«

Kunta duckte sich. »Du weigerst dich?«

Jetzt kamen auch die anderen näher. Die drei bauten sich hinter den beiden im Halbkreis auf.

»Ich habe nur gesagt, daß du selbst schlagen sollst. Vielleicht fällt dir etwas auf.«

»Na gut«, erwiderte Kunta mit einem Seitenblick auf Oko. »Mal sehen, was du als Ausrede gebraucht hast.« Sein breiter Mund verzog sich zu einem Grinsen, dann holte er weit aus, drückte seinen Körper nach hinten und schlug zu.

Die Spitze der Hacke traf das Ziel genau. Wie auch bei Oko gab es ein dumpfes und seltsam hohl klingendes Geräusch. Im Licht der Helmlampen sahen die fünf, Arbeiter, daß das Ziel vor ihnen erzitterte.

»Da ist was!« sagte. Oko.

»Wir werden nachschauen!« Kunta wollte vorgehen, doch Oko hielt ihn an der Schulter zurück.

»Nein«, sagte er, »nein. Tu es nicht! Du weißt, die Geister der Tiefe…«

Als Antwort schlug Kunta ihm den Handrücken quer durchs Gesicht.

»Das war mal fällig.«

Oko war zurückgefallen und von den anderen aufgefangen worden. Sie kümmerten sich nicht um Kunta und auch nicht um das, was er entdeckt hatte. Keiner rechnete mit einer Gefahr, und Oko preßte seine Hand gegen die blutende Lippe. Dadurch abgelenkt, wurden sie

überrascht.

Der letzte Schlag war wohl zuviel gewesen. Etwas knirschte. Die Männer schauten auf. Es war bereits zu spät.

Schon löste sich vor ihnen eine schwere Steinplatte aus dem Gestein und kippte ihnen entgegen. Sie hörten das Knirschen, wollten weg, behinderten sich gegenseitig und verloren wertvolle Sekunden.

Das Unheil war nicht mehr aufzuhalten. Der Tod schlug kalt und erbarmungslos zu.

Vier Männer wurden von der fallenden Felsplatte erfaßt und auf der Stelle unter dem tonnenschweren Gestein getötet…

***

Auch Oko hatte die Platte fallen sehen. Während sich um ihn herum die dunklen und schwitzenden Körper seiner Kameraden drehten, damit sie so schnell wie möglich wegkamen und sich dennoch gegenseitig behinderten, war Oko auf die Knie gefallen und versuchte, der fallenden Platte kriechend zu entkommen.

Er schaffte es nicht.

Er hörte noch die gellenden Todesschreie seiner Arbeitskollegen, dann erwischte es auch ihn. Doch er wurde nicht mit seinem gesamten Körper unter der Platte begraben, sondern nur bis knapp zu den Hüften.

Es war ein unbeschreiblicher Schmerz, den er im ersten Augenblick spürte. Er lag auf dem Rücken, die breite, schwere Platte auf ihm, unter ihm seine vier toten Kollegen.

Und er würde ebenfalls sterben.

Oko dachte an seinen Traum. Es war ihm klar gewesen, daß er es nicht schaffen konnte. Der Tod würde ihn packen, aber in den letzten Minuten seines Lebens offenbarte ihm der Berg noch ein Geheimnis.

Die Platte hatte etwas freigelegt.

In der Dunkelheit wäre es wohl kaum zu sehen gewesen, doch der Lampenstrahl traf genau auf das zuvor verborgene Gestein, und Oko konnte erkennen, welches Grauen sich in der Wand verborgen gehalten hatte.

Er sah die Schädel!

Totenschädel!

Blank und gelb schimmerten sie. Zu sechst lagen sie nebeneinander.

Ihre Augen waren gefüllt mit Diamanten, die ein kaltes Feuer versprühten, als das Licht der Lampe sie traf.

Man mußte die blanken Steine in die Augenhöhlen hineingestopft haben.

Eine andere Lösung kam für Oko nicht in Frage. Für wenige Sekunden vergaß er seine Schmerzen. Er sah nur die schrecklichen Schädel, und er wußte, daß auch sein Kopf bald so aussehen würde.

Das also war der Fluch.
»Er…wird euch kein Glück bringen!« stöhnte der Todgeweihte. »Euch Weiße…soll er vernichten…« Es waren die letzten Worte im Leben des schwarzen Arbeiters.
Dann starb auch er.
Fünf Menschen hatte die Hölle unter Tage geholt. Erst Stunden später wurden sie gefunden. Man gab Alarm. Jetzt rückten auch die Weißen an, und als sie die Schädel mit den Diamanten sahen, da war es aus. Die Leichen wurden vergessen, man interessierte sich nur für den Schatz und holte sogar den Besitzer der Grube, Peter van Dyck, in die Tiefe.
Man hielt ihn für einen der reichsten Männer Südafrikas. Er wohnte mal in Kapstadt und mal in Europa.
In zwei Tagen wollte er wieder nach Europa fliegen. Als er die Köpfe mit den Diamanten sah, da verschob er seinen Flug und tat einen Schwur.
»Ich werde erst fliegen, wenn ihr mir die sechs Schädel zu einer Kette zusammengebunden habt…«
So geschah es. Der Wunsch der weißen Herren war den Schwarzen Befehl. Sie beeilten sich sehr mit der Arbeit, denn jedem war klar, daß in dieser Kette — mochte sie noch so kostbar sein — ein gefährlicher Geist steckte…

***

In Südafrika, dem Land der Rassentrennung, gehörte Peter van Dyck zu den schillerndsten Persönlichkeiten. Man sagte ihm nach, daß er mehr Einfluß hatte als die Politiker. Bei dem Vermögen konnte man sich das leicht vorstellen.
Van Dyck gehörte zu den reichsten Männern des Landes. Vielleicht war er sogar der reichste, denn seine Minen konnte man schon mit den Ölquellen der Scheichs vergleichen, soviel warfen sie ab. Van Dyck gehörte zu den Typen, die aus der Zeit des Frühkapitalismus übriggeblieben waren. Er war der Chef, der Herrscher, der Boß. Was er sagte, das mußte getan werden, und wehe, es erlaubte sich jemand, ihm zu widersprechen. Der wurde gefeuert. Das wußten die Männer, die in van Dycks unmittelbarer Nähe arbeiteten, und sie richteten sich danach.
Meist war der Chef als letzter im Büro, und deshalb wunderten sich seine vier Sekretärinnen, als er schon so früh nach Hause ging. Sie wußten nur über den Flug nach Europa Bescheid, doch so etwas war für Van Dyck eigentlich nie ein Grund gewesen, früher Feierabend zu machen.
In der Tat hatte Peter van Dyck andere Gründe. Er konnte es kaum abwarten, in sein palastartiges Landhaus am Meer zu kommen, denn

dort wollte er sich das ansehen, was ihn im Augenblick am meisten interessierte.

Die Kette!

Van Dyck hatte nicht nur einen guten Riecher für Geschäfte, er ahnte auch, daß hinter dieser Kette ein Geheimnis steckte. Eine Art Fügung mußte ihm die Schädel in die Hände gespielt haben. Zudem waren sie noch mit Diamanten gefüllt, etwas Unwahrscheinliches, und van Dyck, ein Kenner der Materie, glaubte daran, daß die Diamanten nicht in einem natürlichen Prozeß in die Schädel gelangt waren. Die mußte jemand hineingesteckt haben. Aber wer?

Archäologie und Mythologie gehörten nicht zu den Spezialfächern des erfolgreichen Geschäftsmannes. Er wußte wohl, daß es diese Gebiete gab, mehr auch nicht. Diesmal jedoch ahnte er, daß die Entstehung der Totenköpfe und auch die der Diamanten in vorgeschichtlicher Zeit zu suchen war. Vielleicht hatte er mit dieser Kette einen Fang gemacht, der auf der Welt einmalig war.

Und nur das wollte er.

Sein Fahrer wartete bereits. Van Dyck stieg in den Mercedes 600 und gab Anweisung, ihn dorthin zu bringen, wo sein 20-Zimmer-Landhaus lag.

Der Fahrer fuhr schweigend an.

Er war ein strohblonder Hüne, der in der Legion gekämpft hatte. Dieser Typ — er hieß Saccu — stammte aus Frankreich und war irgendwann in Südafrika hängengeblieben. Ein furchtbarer Rassist, der im Dschungel gegen aufständige Schwarze gekämpft hatte. Für van Dyck war er genau der richtige Mann.

Der Wagen rollte lautlos davon.

Im Fond hockte van Dyck schweigend. Ein finsterer Bursche mit leicht angegrauten Haaren, einem fleischigen Gesicht und breiter Stirn, auf der die Augenbrauen dicht wuchsen. Die Augen selbst zeigten eine menschliche Kälte, die einen Beobachter erschrecken konnte. Wenn auf einen Menschen das Wort rücksichtslos paßte, dann auf Peter van Dyck.

Während der Fahrt redete er nicht. Auch der Fahrer wagte es nicht, ihn anzusprechen. Saccu gehörte zu den Leuten, die wußten, wann sie den Mund zu halten hatten.

»Sie fahren mit nach London!« Van Dyck unterbrach das Schweigen. Er hatte sich blitzschnell entschlossen, Saccu mitzunehmen.

»Sehr wohl, Sir!«

Mehr brauchten beide nicht zu sagen. Die Fronten waren abgesteckt.

Eine Stunde etwa dauerte die Fahrt, dann erreichten sie das Landhaus hoch oben auf den Klippen, mit Blick auf das ewig heranrollende, herrliche Meer.

Eine Privatstraße führte hinauf. Der Garten blühte in voller Pracht.

Es gab auf dem Grundstück nicht nur einen großen Tennisplatz und einige Pools, sondern auch einen Landeplatz für Hubschrauber. Natürlich standen mehrere Garagen zur Verfügung.

Dort oben wehte immer ein frischer Wind. Er brachte den typischen Geruch des Meeres mit. Und das gehörte zu den wenigen Dingen, die van Dyck außer seinem Geld noch liebte.

Er stieg aus, während der schwere Wagen vor der Riesengarage stehenblieb.

»Sie können ihn waschen, Saccu!«

»Sehr wohl, Sir.« Der Hüne verbeugte sich leicht.

Peter van Dyck lief ins Haus. Dabei schaute er auf die Uhr. Der Mann, einer seiner besten Juweliere, würde pünktlich sein, das wußte er. Van Dyck würde noch Zeit finden, sich für eine Stunde hinzulegen. Er war so trainiert, daß er auf Befehl einschlafen und auch wieder zu einer bestimmten Zeit wach werden konnte.

Neben dem Hallenpool, den es selbstverständlich auch noch gab, befand sich ein Ruheraum. Van Dyck entledigte sich seiner Kleidung und machte es sich bequem.

Innerhalb weniger Sekunden war er tief eingeschlafen. Er träumte von Diamanten und Totenschädeln und von einer ungeheuren Macht…

***

Raum und Zeit verloren für mich an Bedeutung. Es gab sie einfach nicht mehr. Für mich existierte nur noch die Unendlichkeit, die Weite des Alls, die Nichtberechenbarkeit der Dimensionen.

Das Gefühl — ich hatte es schon des öfteren erlebt — war auf irgendeine Art und Weise unbeschreiblich. Aber nicht unangenehm, denn ich befand mich gewissermaßen freiwillig in dieser Lage, und ich wurde auch gehalten.

Gehalten von einem Freund.

Es war der Eiserne Engel!

Urplötzlich war er erschienen. In der Nacht, als ich gerade eingeschlafen war. Zuerst hatte ich an einen Traum gedacht, doch die große Gestalt vor meinem Bett, die so seltsam grau und kupferfarben schimmerte, war keine Einbildung gewesen. Sie existierte tatsächlich.

Er sah wirklich wie eine eiserne Figur aus. Man konnte sich kaum vorstellen, daß dieses Wesen lebte und existierte. In Italien hatte ich ihn vor langer Zeit kennengelernt, mehr aber auch nicht. Nach wie vor umgab ihn ein Geheimnis, zu dessen Lösung er mir noch nichts mitgeteilt hatte.

Hin und wieder hatten sich unsere Wege gekreuzt, denn wie auch ich war er auf der Suche nach den Geschöpfen der Finsternis. Er allerdings interessierte sich mehr für die prähistorische Vergangenheit, denn in

dieser Zeit hatte es ebenfalls schon mächtige Dämonen und Zauberer gegeben, deren Spuren wir auch heute noch finden konnten. Wenn man darüber näher nachdachte, dann kam mir sofort der Begriff Atlantis in den Sinn. Dieser gewaltige, vom Meer verschlungene Kontinent aus frühgeschichtlicher Zeit war zwar untergegangen, aber sein Erbe bekamen wir heutigen Menschen noch zu spüren. Gerade in letzter Zeit hatte es sich immer deutlicher herauskristallisiert, daß Atlantis auch in unserer Zeit nicht vergessen war, und da brauchte ich nur an die geheimnisvolle Leichenstadt zu denken, dessen Rätsel ich bisher nicht gelöst hatte.

Aber Atlantis stand nicht allein. Es hatte viele negative Seiten. Unter anderem gehörten die Großen Alten dazu. Mächtige Geister oder Dämonen, die schon vor Atlantis existiert hatten und deren Herkunft nach wie vor im dunklen lag.

Ich hatte einen der Großen Alten kennengelernt. Kalifato, auch der Todesbote genannt. Einen furchtbaren Dämon, der in einer unmittelbaren Verbindung zur Leichenstadt stand.

Dem Eisernen Engel und mir war es nicht gelungen, ihn zu besiegen, denn er hatte kraft eines geheimnisvollen grünen Strahls die Menschen eines gesamten Dorfes nicht nur in seinen Bannstrahl gezogen, sondern sie auch in die unheimliche Leichenstadt geholt.

Diese Tatsache hatte mich stark deprimiert, denn mir war es nicht gelungen, das Unheil aufzuhalten. Wenn mir damals der Eiserne Engel nicht geholfen hätte, wäre ich wohl auch verschollen gewesen. [1]

Und nun hatte er sich abermals meiner angenommen. Eine Erklärung hatte ich von ihm nicht bekommen.

Die würde er mir sicherlich noch geben. Ich konnte nur Vermutungen anstellen.

Vielleicht hing es auch mit dem letzten Fall zusammen, der Suko und mich mit dem Eisernen Engel zusammengebracht hatte. Es lag nicht lange zurück, als sich plötzlich Belphégor zeigte. In Paris tauchte er auf und wollte Menschenmassen in seine Gewalt bringen, um sie dem Höllenwurm zuzuführen. In den französischen Alpen war es dann zum großen Finale gekommen, bei dem auch der Eiserne Engel kräftig mitmischte. Und ihm war es gelungen, das magische Pendel an sich zu nehmen, auf das er so gehofft hatte.

Izzi existierte nicht mehr. Suko hatte Belpheger zerstört, was wir jedenfalls hofften, und der Eiserne Engel hatte das magische Pendel bekommen.

Es war ein großer Sieg für uns gewesen, denn die schwarzmagischen Kräfte hatten Federn lassen müssen.

Und nun war ich gespannt, was der Eiserne Engel in der Hinterhand trug. Die Unendlichkeit hatte uns aufgenommen. Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit, all die Begriffe, die für uns Menschen bestimmend

Waren, hatten ihre Bedeutung verloren. Es gab nur noch den Eisernen Engel und mich.

Schwärze umgab uns. Es war die absolute Dunkelheit. Man fand keinen Bezugspunkt mehr, so daß die Zeit, eine relative Größe, aufgehoben war.

Aber es mußte ein Ziel geben, davon war ich fest überzeugt, und ich wartete gespannt darauf, während mich der Eiserne Engel festhielt.

Weit hatte ich die Augen aufgerissen, ohne jedoch etwas zu sehen. Als allerletzten irdischen Eindruck hatte ich das magische Pendel wahrgenommen, das um den Hals des Eisernen hing. Ein blaßroter Stein, der, wenn er aktiviert wurde, eine blutrote Farbe annehmen konnte und die Geister der Erde beschwor.

Wie das geschah, hatte ich bei dem Eisernen Engel noch nicht erlebt.

Aber ich würde es sehen — irgendwann..

Und dann kam der Zeitpunkt, als die Dunkelheit allmählich wich. Es war kein heller Schein, den ich zu sehen bekam, sondern ein seltsames Licht, das sich kaum von der Schwärze abhob.

Ich suchte nach einer Bezeichnung und fand heraus, daß dieses Licht grün schimmerte.

Ein seltsam blasses, aber dennoch kräftiges Grün, das für mich keinen Anfang, aber auch kein Ende besaß, sondern von der Unendlichkeit verschluckt zu werden schien.

War das unser Ziel?

Gern hätte ich es gewußt, doch ich traute mich nicht, den Eisernen Engel zu fragen. Neugierde mochte er nicht. Ich würde es schon früh genug merken.

Hinzu kam noch die absolute Stille. Sie wurde nur unterbrochen, wenn der Eiserne seine gewaltigen Flügel bewegte. Ein Schlag reichte aus, um ihn wieder weiterzutransportieren. Seltsamerweise hörte ich kein Rauschen der Luft. Wir schienen durch ein Vakuum zu fliegen.

Der grüne Lichtschein rückte näher. Er breitete sich jetzt nach allen vier Richtungen hin aus, fiel auch in die Tiefe, berührte dort etwas, und ich bekam große Augen, als ich dies sah.

Es waren Bergspitzen.

Ich kannte zahlreiche Gebirge: die Alpen, die Pyrenäen, die Rocky Mountains. Solche Berge, wie ich sie jetzt zu sehen bekam, waren mir allerdings unbekannt.

Die Bergspitzen wirkten seltsam schmal und scharf, erinnerten mich sogar an Lanzenenden, so hart stachen sie in den grünen Himmel.

Spitze befand sich neben Spitze. Sie bildeten eine regelrechte Kette aus Gipfeln, und sie schimmerten in diesem intensiven Grün.

Eine seltsame Welt, in die mich der Eiserne Engel da brachte. Aber er würde schon seine Gründe dafür haben.

Ein wenig änderte er die Richtung. Ich bekam einen anderen

Blickwinkel und wurde abermals überrascht.

Rechts von mir sah ich die gleichen Berge. Auch sie stießen scharf und spitz in den grünen Himmel, und sie sahen fast genauso aus wie ihre Gegenüber auf der von mir aus gesehen linken Seite.

Zwei Bergketten, die sich gegenüberlagen. Dazwischen eine Schlucht.

Die Schlucht der stummen Götter…

***

Der Juwelier war pünktlich.

Von Peter van Dyck wurde er mit einem knappen Kopfnicken begrüßt und ins Haus gebeten.

In der großen Empfangshalle, die mit weißem Marmor ausgelegt war und sehr kalt wirkte, blieb van Dyck stehen. »Haben Sie alles geschafft?« fragte er.

»Jawohl.« Der Juwelier lächelte und schob seine Goldrandbrille ein wenig höher. »Es war eine sehr ungewöhnliche Aufgabe, die Sie mir da gestellt haben, wenn ich das einmal anmerken darf.«

Van Dyck schaute ihn scharf an. »Sie dürfen nicht. Dafür werden Sie hervorragend bezahlt.«

»Entschuldigen Sie, Sir.«

»Kommen Sie zur Sache.«

»Natürlich, Sir, sofort.« Der Juwelier kochte innerlich vor Zorn. Er war ein angesehener Mann in Kapstadt und kam sich bei diesem Milliardär vor wie ein kleiner Schuljunge, so mußte er sich abkanzeln lassen. Aber van Dyck hatte Einfluß. Wenn er nicht mitspielte, lief in Kapstadt so gut wie nichts. Deshalb ballten zahlreiche Menschen die Hände in den Taschen und warteten ab. Irgendwann würde auch van Dyck mal abtreten, und ein Nachfolger war nicht in Sicht.

Einmal waren Bomben gegen seinen Wagen geworfen worden. Die Panzerung hatte gehalten, und das Haus auf dem Hügel war angelegt wie eine uneinnehmbare Festung.

Der Juwelier hatte den breiten Alukoffer abgestellt. Jetzt drehte er den Koffer um und klappte den Deckel auf.

Wie eine Säule stand van Dyck neben ihm. Er hielt den Kopf gesenkt.

Seine Augen brannten. Der Blick versuchte, den Inhalt des Koffers zu erforschen.

Der Koffer enthielt nur einen Gegenstand.

Die Schädelkette!

Ja, das war sie. Schonjetzt erkannte der Milliardär, daß der Mann gute Arbeit geleistet hatte.

Der Juwelier wollte in die Alu-Tasche greifen und die Kette hervorholen, doch er zuckte zusammen, als er die Stimme seines Auftraggebers hörte.

»Lassen Sie das!«

Hastig erhob sich der Juwelier. Er hatte einen roten Kopf bekommen, nicht nur vom langen Bücken, sondern auch vor Ärger und Wut, denn die Behandlung dieses Mannes war wirklich kaum mehr zu ertragen. Er trat zur Seite, damit van Dyck nicht noch einen Grund hatte, sich zu beschweren, und schaute zu, wie der Milliardär die Kette aus dem Koffer nahm.

Seine Augen hatten dabei einen seltsamen Glanz angenommen. Ein inneres Fieber schien ihn erfaßt zu haben, als er die wohl seltsamste Kette der Welt zwischen seinen Fingern hielt. Sie war ein Prachtstück.

Die Totenschädel, die bleich und bleiern schimmerten, waren durch eine glänzende Kette miteinander verbunden worden. Der Juwelier hatte in die Schädel kleine Löcher gebohrt, ohne die Totenköpfe allerdings weiter zu beschädigen. Die Kette paßte genau durch die Löcher, und sie hielt auch die einzelnen Schädel zusammen. Um sie um den Hals zu hängen, war die Kette zu groß und wuchtig, aber das wollte van Dyck auch nicht.

Er sah sie einzig und allein als sein Eigentum an.

Er hatte mit beiden Händen in den Koffer gefaßt und holte die Kette nun hervor. Er behielt sie auch in den Händen, hob die Arme hoch, und seine Mundwinkel zuckten. Die einzige Reaktion, die man ihm überhaupt anmerkte.

Seine Augen schauten sich jeden Schädel genau an, während er mit den Händen darüber tastete.

Herrlich, wie der Mann es geschafft hatte, die wertvollen Diamanten in die Gebeine zu integrieren. Sie füllten die Augen aus, waren zusammengefügt worden, und man konnte sie jetzt als ein festes Gebilde bezeichnen.

Ohne es eigentlich zu wollen, atmete der Milliardär schneller. Er wußte selbst nicht, wie das kam, aber seit er die Kette in der Hand hielt, war alles anders.

Hatte sich sein Leben verändert? Ein verrückter Gedanke, doch es schien so zu sein. Etwas ging in seinem Innern vor und ergriff von ihm Besitz. Es war eine fremde Macht, die er weder lenken, steuern noch kontrollieren konnte.

Seine Finger bewegten sich. Sie tasteten die Schädel ab, fühlten bei jedem nach und stellten fest, daß sich die beinerne Oberfläche irgendwie erwärmt hatte.

Es war ihm, als würden die Schädel leben.

Kein äußeres Leben, denn sie bewegten sich nicht, sondern ein inneres.

Konnten die Schädel ihn vielleicht beeinflussen? Strahlten sie Wellen oder Gefühle ab?

Der harte Mann schauderte zusammen. Er wollte es sich selbst gegenüber kaum zugeben, aber er stellte mittlerweile fest, daß die

Schädelkette eine gewisse Macht über ihn bekam.

Ausgerechnet über ihn, wo er sich von keinem Menschen etwas sagen oder hineinreden ließ.

»Sir, kann ich jetzt gehen?« erkundigte sich der Juwelier.

»Ja.«

»Danke.« Der Mann bückte sich und schloß den Koffer. Er hob ihn an und blieb für einen Moment unschlüssig stehen. Wieder rückte er seine Brille zurecht, bevor er fragte: »Da wäre vielleicht noch die finanzielle Sache zu klären, Sir…«

Van Dyck schien aus einer tiefen Trance zu erwachen. Er zuckte hoch.

Seine Stirn legte sich in Falten, und er fragte mit heiser klingender Stimme: »Was habe ich gesagt?«

»Tausend!«

Für einen Moment verengten sich die Augen des Milliardärs zu schmalen Schlitzen, dann nickte er, griff in die Tasche und holte ein Bündel Geldnoten hervor. Er warf es dem Juwelier rüber. »Das wird reichen«, sagte er.

Der Mann schnappte das Geld wie ein Hund den Knochen. Und so kam er sich auch vor. Wieder stieg der Haß gegen diesen Milliardär in ihm hoch. Er war wie eine Flamme, die man nicht löschen konnte. Das Geld steckte er ein, ohne nachzuzählen. Er wollte so rasch wie möglich das Haus verlassen und wußte selbst nicht, wie er es schaffte, sich trotz allem noch ein Lächeln abzuringen.

»Vielen Dank, Sir! Wenn ich Ihnen mal wieder behilflich sein kann, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung.«

»Schon gut. Ich kenne Ihre Anschrift.« Van Dyck wedelte mit der Hand.

Er wollte allein sein.

Der Juwelier ging. Es glich schon mehr einer Flucht, so, wie er das Haus verließ. Durch das große Fenster beobachtete van Dyck ihn. Ein geringschätziges Lächeln lag auf seinen Lippen. Alles Kriecher, dachte er, widerliche Schleimer.

Der Juwelier stieg in seinen cremefarbenen BMW und brauste davon, verfolgt von den Blicken des Milliardärs und dessen Chauffeurs. Als der Wagen nicht mehr zu sehen war, drehte sich van Dyck abrupt um. Durch die weite Halle ging er in sein Arbeitszimmer, einen ebenfalls fußballfeldgroßen Raum, der mit antiken Möbeln eingerichtet war. Sogar die zahlreichen Bücherregale besaßen einen gewissen Wert. Die darin stehenden Werke ebenfalls. In ihnen war die Geschichte der Diamanten verewigt.

Vorsichtig legte van Dyck die Kette auf den Schreibtisch. Sie wirkte makaber und deplaziert zwischen den modernen Geräten und der Telefonanlage.

Die Schädel lagen so, daß die Gesichter den Mann anstarrten. Abermals sah er in den Augenhöhlen die zahlreichen Diamanten. Das Licht fiel auf die wertvollen Stücke, wurde gebrochen, und van Dyck badete sich in dessen Schein.

Dieses Funkeln und Gleißen waren für ihn das Größte überhaupt. Die Schädelkette gehörte jetzt ihm. Er würde sie nicht mehr aus der Hand geben, denn er hatte das Gefühl, daß sie ihm eine sonst nie erlebte Macht verlieh.

Peter van Dyck wollte sie mitnehmen. Auch nach London…

***

Die Schlucht der stummen Götter!

Ich war noch nie hiergewesen, wußte jedoch durch den Eisernen Engel, daß es sie gab. Er hatte sie mir so genau beschrieben, daß ich sie erkannte, während wir allmählich tiefer flogen und uns der Schlucht näherten.

So etwas wie Ehrfurcht erfaßte mich, und über meinen Rücken rann ein Schauer.

Was diese Schlucht genau verbarg, das wußte ich auch nicht. Es mußten jedenfalls große Geheimnisse sein, die von einem Anfang und einem Ende kündeten.

Götter sollten hier leben.

Stumme Götter, die der uralte Fluch der Großen Alten für immer verbannt hatte.

Ein grandioser Gedankengang, den ich da führte, und der Schauer auf meinem Rücken verdichtete sich.

Inzwischen waren wir so tief geflogen, daß ich einen Blick in die Schlucht hineinwerfen konnte. Sie war in der Tat sehr eng und schien sich unendlich vor meinen Augen auszudehnen. Die Berge standen sich gegenüber, stachen in den grünlich schimmernden Himmel, der weder Sonne, Mond noch Wolken kannte, sondern eine einzige glatte Fläche war..

Wir landeten.

Auch dies ging sacht vor sich. Die Flügel des Eisernen Engels falteten sich zusammen. Als wir dicht über den Boden strichen, ihn berührten und zur Ruhe kamen.

Ich wurde losgelassen.

Automatisch begann ich meine Beine zu bewegen, als ich Bodenkontakt bekam, lief ich ein paar Schritte, hatte ein wenig Mühe mit dem Gleichgewicht, weil mich ein Schwindelanfall überkam, stand dann jedoch gut auf beiden Beinen.

Der Eiserne Engel war weitergeflogen, landete jetzt ebenfalls und drehte sich um.

Wir schauten uns an.

Auch das schmale, asketisch wirkende Gesicht des Eisernen hatte einen grünen Schimmer bekommen. In den Augen erkannte ich ein seltsames Leuchten, in seinem Gesicht regte sich nicht ein Muskel, der Mund bildete einen Strich.

Er sprach auch nicht, sondern hob nur eine Hand und faßte nach dem magischen Pendel. Danach bewegte er seinen Kopf, deutete ein Nicken an, und ich verstand.

Langsam ging ich auf ihn zu. In dieser Zwischenzeit bekam ich Muße, die Atmosphäre dieser seltsamen Schlucht in mich aufzunehmen.

Sie war grandios. Ein anderes Wort fiel mir nicht ein. So völlig anders, umweht von Gedanken, die man als gut bezeichnen konnte und die eine Reinheit besaßen, von der die Menschheit nur träumen konnte.

So mußten sich unsere Vorfahren die Paläste der Götter vorgestellt haben. Das waren die Heiligtümer und Refugien der großen Geister. Und Götter lebten schließlich hier in dieser Schlucht. Sie gehörten dazu, denn die Schlucht hatte nach ihnen ihren Namen bekommen.

Schlucht der stummen Götter…

Mit großer Ehrfurcht dachte ich daran, denn hier erlebte ich etwas Einmaliges. Vielleicht war ich sogar der erste Mensch, der dieses Heiligtum überhaupt betrat. In diesen Sekunden wurde mir bewußt, welch eine Ehre es für mich war.

Der Boden der Schlucht war glatt. Das Gestein schimmerte grün, sah aus wie Marmor, doch meine Schritte hallten seltsamerweise nicht wider, sie wurden von dem Boden aufgesaugt. Ich hätte die Echos auch als störend empfunden.

Vor dem Eisernen Engel blieb ich stehen. Leicht bewegte er den Kopf, bevor er mir die nächsten Worte sagte.

Sie klangen sehr ernst und waren der Lage angepaßt.

»Ich habe dich nicht umsonst hierhergebracht, Geisterjäger«, sprach er, »denn bevor du alles begreifen lernst, sollst du die Schlucht der stummen Götter gesehen und betreten haben, und damit bist du der erste Mensch, dem dies widerfährt. Lange genug habe ich darüber nachgedacht, ob ich es riskieren konnte, denn die Schlucht der stummen Götter ist nicht für Menschen gedacht. Du bist zwar auch ein Mensch, aber trotzdem etwas Besonderes, denn du, John Sinclair, bist der Sohn des Lichts, der Erbe des Kreuzes, in dem die Kräfte des Guten vereint sind. Ich glaube nicht, daß einem anderen diese Ehre zuteil geworden wäre, doch du hast bewiesen, daß du auf meiner Seite stehst. Den Ausschlag für mich hat unser letzter Kampf gegeben, als es uns gelang, das magische Pendel in die Hand zu bekommen. Es besitzt einen ungeheuren Wert, den man doch nicht abschätzen kann, aber dieses Pendel gehört mir, denn der Stein, aus dem es hergestellt worden ist, stammt aus dieser Schlucht. Es ist ein Erbe der Götter, die

mir leider nicht viel überlassen konnten, aber mit diesem Pendel war es ihnen möglich, gewaltige Dämonen in Schach zu halten.«

Mir kam eine fantastische Schlußfolgerung in den Sinn, und ich fragte:

»Auch die Großen Alten?«

Da zögerte der Eiserne Engel. Er mußte erst über die Antwort nachdenken. Schließlich nickte er und erwiderte: »Ja, auch die Großen Alten. Aber nur zum Teil, denn für immer konnte man sie nicht vernichten. Dazu reichte auch die Kraft des magischen Pendels nicht aus. Sie wären unter Umständen für alle Zeiten verbannt geblieben, wenn das Pendel sich auch die Jahrtausende über in meinem Besitz befunden hätte. Das aber war nicht der Fall. Izzi war es gelungen, sich des Pendels zu bemächtigen. Und der Höllenwurm war ein Diener der Großen Alten. Er sorgte zusammen mit dem Pendel dafür, daß die Kräfte dieser Dämonen nicht vergingen und nur schliefen, um zu einem gewissen Zeitpunkt wieder erweckt zu werden.«

»Der nun gekommen ist«, vollendete ich.

»Fast, mein Lieber, fast.« Der Eiserne Engel lächelte plötzlich. »Im letzten Augenblick ist es mir gelungen, das magische Pendel zu bekommen. Das habe ich auch dir zu verdanken, deshalb erlaubten es mir die Götter, dich herzubringen, denn hier bin ich geboren, hier stand meine Wiege, und hier wirst du die sehen, die mich erschaffen haben. Die stummen Götter!«

Es war gewaltig, was ich hier erleben durfte. Nie im Leben hätte ich damit gerechnet, daß man mir die Geheimnisse einer längst vergessenen Welt anvertrauen würde. Der Eiserne hatte es getan.

Welch ein Vertrauen mußte er mir entgegenbringen?

Hier war alles anders. Hier konnte ich irdische Maßstäbe vergessen. In dieser anderen Dimension, wo die Zeit keine Bedeutung hatte, erlebte ich etwas, das für mich später von ungemein großer Bedeutung werden sollte.

Der Eiserne Engel aber nahm mich wie ein kleines Kind bei der Hand und ging mit mir in die Schlucht hinein.

Vielleicht ist es Ihnen auch schon so ergangen, wenn Sie mal im Gebirge sind, sehen die gewaltigen hohen Berge mit den Gletschern auf den Spitzen vor sich aufragen, dann kommt es Ihnen vor, als wären sie nur ein winziges Steinchen im Vergleich zu dieser herrlichen Natur. Die Berge in Relation gesetzt zur menschlichen Größe, lassen erkennen, wie klein ein Mensch doch ist.

Winzig und unbedeutend.

Dieses Gefühl verspürte ich, als ich mit dem Eisernen Engel weiterging.

Die Schlucht nahm uns auf wie ein gewaltiger Trichter. Düster wirkte

sie, ein Ende war nicht abzusehen, es verschwand im grünen Licht, das innerhalb und über der Schlucht lag.

Trotz der Düsternis hatte ich kein schlechtes Gefühl. Ich fühlte mich irgendwie beschützt und behütet. Diese Berge zu beiden Seiten strahlten eine nahezu übernatürliche. Ruhe und Gelassenheit aus, die auch auf mich übergriff.

Ich war hier ein willkommener Gast und erlebte vielleicht ein Stück Ewigkeit.

Seltsam, welche Gedanken mir plötzlich kamen. Ich dachte sonst darüber nie nach, doch hier war es anders. In der Schlucht der stummen Götter kam mir sehr deutlich zu Bewußtsein, daß ich wirklich nur ein winziges Rädchen im großen Getriebe der Zeit war.

Der Eiserne hielt sich neben meiner rechten Seite. Hoch hatte er den Kopf erhoben. Aufrecht und stolz schritt er neben mir her. In seinem Gesicht zuckte nicht ein Muskel, es blieb glatt und unbewegt, auch die Lippen bildeten nur einen Strich.

Welche Gefühle mußten ihn wohl durchtosen? Ich dachte daran, daß er es überhaupt nicht nötig hatte, sich in Gefahr zu begeben. Er konnte auch in der Schlucht bleiben, aber das wollte er nicht. Der Eiserne Engel mußte aus diesem Refugium der Götter weg und auf die Erde, um sich den Mächten des Bösen zu stellen.

Da waren wir uns gleich.

Wir schritten weiter.

Nichts war zu hören. In einem fast greifbaren Schweigen lag die Schlucht vor uns, irgendwo in einer anderen Dimension, in der andere Gesetze als auf unserer Erde herrschten.

Daß es so etwas gab, wunderte mich immer wieder, obwohl ich schon viel gewohnt war und bereits mehrere Male Dimensionsreisen unternommen hatte, wobei ich auch im Vorhof der Hölle gelandet war.

Diese Gedanken vertrieb ich und konzentrierte mich auf den Weg und die Umgebung.

Sehr schmal waren die Berge. Sie erinnerten mich in der Tat an spitzwinklige Dreiecke, die in die grüne Luft stachen, wobei sich die dunklen Grate deutlich abhoben.

Das Gestein schimmerte ebenfalls dunkel. Auf einmal sah ich etwas, das mich überraschte.

Unwillkürlich hielt ich den Atem an, ging auch nicht mehr weiter, und meine Hand rutschte aus der des Eisernen Engels.

»Was ist?« fragte mich mein mächtiger Freund.

Ich schüttelte den Kopf und hob gleichzeitig die Schultern, wobei ich auf die Wände zeigte. »Das…das sind Gesichter…«

»Ja«, gab der Eiserne mir recht. »Du hast dich nicht getäuscht, John Sinclair.«

»Wer sind sie?« Ich stellte die Frage, obwohl ich mir die Antwort selbst gehen konnte, doch der Eiserne Engel antwortete:

»Es sind die Gesichter der stummen Götter. Man hat sie hierher verbannt. Der Fluch der Großen Alten traf sie und meißelte sie für alle Ewigkeiten in den Stein der Berge. Schau sie dir genau an. Du wirst in ihnen die Weisheit vergangener Welten lesen.«

Es waren große Worte, die ich auch begriff. Ich folgte den Anweisungen des Eisernen, und meine Blicke saugten sich an den in den Steinen zu sehenden Gesichtern fest.

Irgendwie wurde ich an meinen mächtigen, zumeist unsichtbaren Freund, den Seher erinnert. So ähnlich sah auch er aus, denn von ihm kannte ich auch nur ein Gesicht mit Augen, in denen das Wissen aller Zeiten zu stehen schien.

Hier war es ähnlich.

Gesicht reihte sich an Gesicht. Nur die in meiner Nähe liegenden konnte ich sehen, die anderen verschwammen in der Düsternis der Schlucht.

Deutlich sah ich die Augen, Nasen und Münder. Kein Gesicht wirkte wie das andere. Jedes war eine Schöpfung für sich. Einfach unglaublich, wie sie innerhalb der Steine auf mich nieder schauten. Obwohl sie darin quasi festsaßen, hatte ich das Gefühl, sie würden leben.

Danach fragte ich den Eisernen Engel auch. »Können Sie sich bemerkbar machen?«

»Ja, das gelingt ihnen. Wenn sie eine Botschaft für mich haben, dann sagen sie es auch.«

»Welche haben sie jetzt?«

»Keine, glaube ich.«

»Aber wieso? Ich habe doch…«

»Diesmal habe ich eine Botschaft für dich. Ich wollte dich nur in die Schlucht führen, damit du siehst, wer mich erschaffen hat. Als sie mich zum letztenmal warnten, da geschah es wegen Kalifato, dem Todesboten. Sie wußten, daß er erscheinen würde, deshalb konnte ich dir helfen, und Kalifato hat sich sogar am Ende der Schlucht gezeigt. Wir sahen seinen riesigen Schädel, der wie ein Mond über dem Ende der Schlucht stand und hineinschaute, denn es ist im verwehrt, die Schlucht zu betreten. Niemand, der etwas Böses im Schilde führt, kann die Schlucht betreten, denn der Mantel einer ungemein starken, weißen Magie schirmt sie ab. Hier ist das Refugium der Götter. Man hat sie von Äonen verbannen, aber nicht töten können.«

Es war unwahrscheinlich, was mir der Eiserne Engel da berichtete. Ich sah jedoch keinen Grund, ihm dies nicht zu glauben und ließ meine Blicke weiterhin über die Gesichter schweifen.

Mir kamen sie vor, als würden sie jeden Augenblick mit mir reden

wollen.

Abwartende Mienen, die nur darauf lauerten, daß ich etwas sagte oder unternahm.

Aber sie blieben stumm. Die Götter machten ihrem Namen alle Ehre, nur bei einigen glaubte ich, ein Zucken der Gesichter zu sehen, was allerdings auch Einbildung sein konnte.

»Gibt es denn einen besonderen Grund, daß du mich hergeführt hast? Ich meine damit ein aktuelles Ereignis?«

»Das gibt es in der Tat«, erklärte der Eiserne Engel. »Es hängt mit den Großen Alten zusammen.«

»Kommen Sie zurück?«

»Sie wollen immer zurückkehren, aber ich besitze das magische Pendel, und damit konnte ich eine Rückkehr verzögern.«

»Wirklich?« fragte ich staunend.

»Ja, John Sinclair. Es war allerhöchste Zeit, daß ich das magische Pendel bekam, denn die Rückkehr der Großen Alten stand unmittelbar bevor, und sie hatten bereits ihren mächtigen Diener Izzi als Vorboten geschickt. Er sollte durch das magische Pendel die Geister der Erde hochrufen und die Großen Alten gleich mit. Ich aber nahm ihm das Pendel ab und konnte eine Gegenbeschwörung durchführen.«

»Hast du die Großen Alten zurückgetrieben?« fragte ich voller Spannung, wobei meine Stimme zitterte.

»Ja und nein. Ich habe jedenfalls dafür gesorgt, daß sie ihren Plan fallenließen. Fallenlassen mußten«, korrigierte er, »denn die Macht des magischen Pendels ist ungeheuer. Es ist jedoch eine Täuschung zu glauben, daß der Einfluß der Großen Alten damit gestoppt wurde, nein, sie müssen einen anderen Anlauf nehmen und versuchen, das zu werden, was sie einmal waren. Und sie bekommen Hilfe. Und zwar aus einer fernen Vergangenheit, von Völkern, die man heute als Primitivmenschen hinstellt, die vor Jahrtausenden jedoch eine hochentwickelte Kultur besaßen. Sie hinterließen Dinge, die im Laufe der Zeit verschüttet wurden, aber nicht starben, sondern nur schliefen und darauf warteten, erweckt zu werden.«

»Was war es?«

»Ich will es dir zeigen, John Sinclair. Deshalb habe ich dich überhaupt mitgenommen. In einem Land, das ihr Afrika nennt, gab es vor sehr langer Zeit eine Kultur, die den Großen Alten gedient hat. Es waren keine Dämonen, sondern Menschen. Sie beteten die Großen Alten als Götter an, und die mächtigen Dämonen zeigten sich sehr dankbar, indem sie ihnen Kräfte verliehen, die man als magisch bezeichnen kann. Es waren sechs Zauberpriester, die sich besonders hervortaten. Aber auch sie waren nicht unsterblich, sie vergingen, denn es kam zwischen ihnen zu Haß und Streit. Man schlug ihnen nach ihrem Tod die Köpfe ab und gab diesen Schädeln ein Grab

inmitten der Erde. Wo heute die Diamanten die Menschen in einen wahren Rausch treiben, da wurden die sechs Schädel begraben. Man schützte das Grab durch eine gewaltige Felsplatte, damit niemand herankommen konnte, und man legte ihnen das mit ins Grab, was in Jahrmillionen entstanden war. Diamanten. Tödliche und gefährliche Diamanten, denn sie waren mit einer Magie erfüllt, die alles zerstören konnte. Das Grab blieb zugedeckt. Niemand wußte davon, auch mir hatte man nicht alles gesagt. Allerdings wußten die stummen Götter davon. Und sie gaben mir einen Tip. Ich hätte vielleicht nicht viel damit anfangen können, doch mittlerweile befinde ich mich im Besitz des magischen Pendels. Da die sechs Schädel zu dem Bösen gehörten, was innerhalb der Erde schlummerte, gelang es mir, eine Beschwörung aufzunehmen. Die Schädel reagierten. Sie gaben mir eine ungewollte Nachricht, die mich so sehr erschreckte.«

»Sind sie frei?«

»Ja, John Sinclair. Irgend jemand hat den großen Frevel begangen und die Schädel freigelegt. Deine Aufgabe wird es sein, sie zu suchen und zu finden. Ich hätte dich nicht belästigt, wenn sich die Schädel noch im Besitz irgendwelcher dämonischer Erdgeister befunden hätten, aber sie sind in Menschenhand gelangt, und der Mensch, der sie hat, wird kaum ahnen, daß er eine magische Zeitbombe mit sich herumträgt. Das wollte ich dir sagen.«

Ich schluckte. Automatisch wischte ich über meine Stirn und atmete tief ein. Was mir der Eiserne Engel da mitgeteilt hatte, war in der Tat außergewöhnlich.

Sechs Schädel lagen frei.

Schädel mit Diamanten, die einen ungemein gefährlichen Zauber ausstrahlen konnten.

Doch wer hatte sie?

Danach fragte ich den Eisernen Engel.

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es dir nicht sagen, John Sinclair. Ich weiß nur soviel, daß sie sich im Besitz eines Menschen befinden und daß dieser Mensch manipuliert werden kann.«

Eine Antwort gab ich nicht. Stumm schaute ich in die Runde und sah in diese in Stein gehauenen weisen, unendlich gütigen Gesichter mit den Augen, die in die Ewigkeit zu blicken schienen.

Sie alle schienen mich anzuschauen und zu fordern, daß ich etwas gegen die Schädel unternahm. Es waren stumme Bitten, die ich in den Gesichtern las, und ich fragte mich, ob ich es wirklich schaffen konnte, die Schädel zu finden.

Mutete man mir nicht zuviel zu?

Der Eiserne Engel schien meine Gedankengänge zu erraten, denn er sagte: »Du hast die Kraft, du kannst es schaffen. Vielleicht werden wir es gemeinsam packen, so wie es uns auch gelungen ist, Kalifato

gemeinsam zurückzuschlagen. Daran denke immer, John Sinclair. Gib nicht auf, stell dich und kämpfe und denke daran, daß sich eine große Waffe, das magische Pendel, in unserer Hand befindet.«

Ja, daran mußte ich denken. Ich durfte nicht verzweifeln, sonst war alles aus.

»Wir werden es versuchen«, sagte ich leise. »Wenn die Gefahr wirklich so groß ist, müssen wir sie stoppen.«

»Genau das habe ich von dir erwartet, John Sinclair!« Er lächelte schmal. »Du hast die Schlucht der stummen Götter kennengelernt. Ich habe dir diesen Weg bewußt gezeigt, damit du einsiehst, daß du nicht allein stehst. Es wartet Hilfe auf dich, und meine Erschaffer werden alles tun, um dich zu schützen.«

Während ich die Worte vernahm, schaute ich in die Gesichter der Götter.

Bewegten sich nicht die Lippen? Gaben sie mir nicht durch ein aufmunterndes Lächeln zu verstehen, daß ich weitermachen sollte?

Ich nickte heftig. Ja, ich würde es tun. Ich wollte weitermachen, damit das Erbe der Großen Alten kein Unheil anrichten konnte.

Dieser Entschluß setzte sich in mir fest, und ich bekräftigte ihn mit einem Nicken.

»Dann werden wir die Schlucht der stummen Götter wieder verlassen«, sagte der Eiserne und faßte mich unter. Im nächsten Augenblick schwebten wir in die Höhe.

Alles ging sehr schnell. Plötzlich sah ich die Gesichter nicht mehr vor mir, wir waren bereits zu hoch, dennoch glaubte ich ein geheimnisvolles Raunen unter mir zu hören.

Die stummen Götter gaben uns ihren Segen mit auf den Weg. Mir war klar geworden, daß ich bei Ihnen immer Schutz finden konnte.

Im nächsten Augenblick riß meine Gedankenkette. Die Schwärze der Dimensionen hielt uns wieder gefangen. Ich kam mir vor wie in einem düsteren Meer, das mich nicht mehr hergeben wollte.

Als ich wieder klar denken konnte, spürte ich unter mir eine weiche Unterlage.

Mein Bett!

Hastig setzte ich mich hin. Hatte ich das alles nur geträumt? War mir der Eiserne Engel im Traum erschienen?

Nein, es war kein Traum gewesen. Ich brauchte nur an meinem Körper nach unten zu schauen.

Einen Pyjama trug ich nicht mehr, sondern war vollständig angezogen, wie vor unserem seltsamen Flug.

Das gab mir die Gewißheit, keinen Traum erlebt zu haben. Es gab den Eisernen Engel, und es gab die Schlucht der stummen Götter.

Das war jedoch nicht alles. Deutlich erinnerte ich mich an die Warnung und an den Auftrag.

Ich mußte die sechs Schädel finden. Das allein zählte jetzt! Mit diesem Gedanken fiel ich in einen tiefen, schon bleiern zu nennenden Schlaf…

***

Unter ihnen lag ein gewaltiger Kontinent, der von Kriegen, Hungersnöten, Dürren und Überschwemmungen geschüttelt wurde.

Afrika!

Was all diese schrecklichen Dinge betraf, so ging der Milliardär Peter van Dyck mit einem mokanten Lächeln darüber hinweg. Ihn interessierte so etwas nicht, für ihn zählte der Erfolg.

Und den hatte er.

Er befand sich auf dem Flug nach London, denn dort wollte er vor der internationalen Diamantenbörse reden. Im letzten Jahr hatten sie in Amsterdam getagt, diesmal war London an der Reihe.

Schmuckstücke hatte er nicht mitgenommen, nur auf die Kette wollte er nicht verzichten. Sie befand sich im Handgepäck. Genauer gesagt, in einem schwarzen eleganten Lederkoffer, den er nicht aus den Augen ließ, sondern mit in die erste Klasse genommen hatte, wo er in einem weichen Sitz den Flug genoß.

Für die rassigen Stewardessen hatte er keinen Blick. Van Dyck hatte den Sitz zurückgekippt und beschäftigte sich in Gedanken nur mit der Kette.

Ihm war nach einigem Überlegen längst klargeworden, daß in diesen Schädeln ein Geheimnis steckte. Und zwar ein sehr gefährliches Geheimnis, das ihm andererseits aber auch eine gewisse Macht verlieh.

Noch mehr Macht, denn die Macht des Geldes hatte er längst erkannt.

Er konnte sich mit Geld all das kaufen, was er brauchte. Die Menschen duckten sich vor ihm. Sie lächelten ihn an, obwohl sie ihn haßten. Und das gerade ärgerte ihn. Er hätte gern noch mehr Macht über sie gehabt.

Anders ausgedrückt: er wollte ihre Seelen, ihre Psyche, wollte sie beeinflussen können, damit sie in seinen Händen Wachs waren.

Vielleicht gelang ihm dies durch die mit Totenschädeln bestückte Kette.

Sie hatte ihn irgendwie verändert.

Er konnte es selbst nicht genau fassen und erklären, aber er war sich sicher, daß die Kette eine gewisse Gefahr darstellte. Allerdings keine für Leib und Seele, sondern eine andere.

Hin und her überlegte er während des Flugs, und plötzlich wußte er die Lösung.

Die Schädelkette beeinflußte Menschen!

Ja, das war es!

Als er die Lösung gefunden hatte, lächelte er. Wenn sie die Menschen tatsächlich beeinflußte, vielleicht würde sie ihm, ihrem Besitzer, gehorchen?

Dieser Gedanke war so gewaltig, daß sein Herz schneller schlug. Sogar Schweiß trat ihm auf die Stirn, als er näher darüber nachdachte.

Unwahrscheinlich so etwas. Die Kette konnte er als einen Machtfaktor bezeichnen, und dieser Machtfaktor war ihm in die Hand gegeben worden.

»Sir, darf ich Ihnen etwas anbieten?« Die Stimme der dunkelhaarigen Stewardeß riß ihn aus seinen Gedanken.

Er drehte sich ein wenig in seinem Sitz nach rechts und schaute in die Höhe.

Sein Blick glitt von den Beinen den Körpern hoch, und er sah das lächelnde Gesicht der jungen Frau. Van Dycks Lippen zuckten. Es war ihm vorhin nicht aufgefallen, wie nett diese Stewardeß aussah, jetzt allerdings stellte er es fest, und der Wunsch, mit ihr zu schlafen, wurde übermächtig.

Die Frau mußte es ihm an den Augen angesehen haben, denn sie trat unwillkürlich einen Schritt zurück, wobei ihr Lächeln ein wenig zerfaserte.

»Ja, ich möchte etwas«, sagte van Dyck.

»Und was darf ich Ihnen bringen?«

»Es steht neben mir.«

»Sir, ich…«

»Sie verstehen sehr wohl«, erwiderte der Milliardär kalt. »Ich will Sie, schöne Frau und sonst nichts. Gibt es hier einen Raum, in dem wir ungestört sind?«

Die Stewardeß zuckte zusammen. Sie hatte schon des öfteren Angebote dieser Art bekommen, aber nie so brutal und direkt. Das war schon abstoßend.

Ihr Gesicht versteinerte, was den Milliardär zu einem satten Grinsen veranlaßte. »Denken Sie daran, wer ich bin. Ich kann Sie feuern lassen, Mädchen. Eine Bemerkung von mir, und die Fluggesellschaft schmeißt Sie raus.«

»Ja, das weiß ich.« Die Stewardeß nickte heftig. »Sie haben Macht, Sie haben Geld. Aber mich bekommen Sie nicht. Ich suche mir den Mann selbst aus, mit dem ich schlafen möchte, und wenn Sie mir eine Million bieten würden, ich pfeife darauf.«

Das war eine Abfuhr, die van Dyck noch nie in seinem Leben bekommen hatte. Seine Augen schienen plötzlich zu Eis zu werden, der Arm schnellte zur Seite, und die Fingerspitze wies auf die Frau. »Ich habe bisher immer bekommen, was ich haben wollte. Denken Sie nur nicht, daß die Sache vergessen ist. Ich kriege Sie noch.«

»Abwarten!«

Van Dyck lachte nur. Es war ein gefühlloses Lachen, und es versetzte die Stewardeß in Angst und Schrecken. Abrupt drehte sie sich um, doch van Dyck ließ sie nicht weit kommen.

»Bringen Sie mir einen Whisky«, sagte er.

Kein freundliches Wort, das die Frau erwiderte. Fast fluchtartig verließ sie die erste Klasse.

Der Mann aber grinste. Er hatte seine Fallen ausgelegt. Nun wollte er sie zuschnappen lassen. Automatisch dachte er wieder an die Kette. Konnte sie tatsächlich Menschen beeinflussen?

Die Stewardeß kam ihm da gerade recht. Sie hatte sich störrisch wie ein Esel angestellt. Van Dyck aber wollte versuchen, sie mit Hilfe der Kette »umzudrehen«.

Er bückte sich und stellte die Kombination des Koffers ein. Dieses Gepäckstück besaß eine besondere Sicherung, extra von Peter van Dyck erfunden.

In der ersten Klasse befanden sich nur wenige Passagiere. Van Dyck blieb unbeobachtet, als er den Deckel in die Höhe hob, seine Arme ausstreckte und die Kette mit beiden Händen berührte. Abermals durchströmte ihn ein seltsames Gefühl, als er die Totenschädel unter seinen Fingerkuppen spürte.

Diese beinernen Schädel strahlten etwas Seltsames aus. Eine kaum erklärbare Wärme, die sich auch auf ihn übertrug und seine Lippen zu einem Lächeln in die Breite zog.

Vorsichtig hob er die Kette aus dem Koffer und ließ sie über beide Handgelenke hängen. So hatte er Muße, sich die einzelnen Schädel genau anzusehen.

Prächtig, wie die Diamanten in den Augenhöhlen steckten. Eine fest zusammengefügte Masse, die funkelte und gleißte und seltsame Gedanken innerhalb der Schädel weiter an den Besitzer der Kette leitete.

Ohne es zu wollen, hörte van Dyck zu. Das Andere bekam einfach Macht über ihn, es konnte ihn manipulieren. So etwas war dem Milliardär auch noch nicht untergekommen.

Die Schädelkette redete mit ihm.

Es waren seltsame Sätze, die er hörte. Nicht laut, aber dennoch zu verstehen. In seinem Kopf hallten sie wider.

Da wurde etwas von Großen Alten gesagt, von einem schrecklichen Erbe der sechs Zauberpriester, deren Geist in den Schädeln weiterlebte, obwohl er Jahrtausende über verschüttet gewesen war.

Und er, Peter van Dyck war der Erbe!

›Wir geben dir die Macht der alten Zauberpriester‹, hörte er die Stimme.

›Du wirst sie in unserem Sinne weiterführen, damit die alten Rituale

wieder aufleben.‹

Van Dyck befand sich wie in Trance. Er hörte zu, während seine Blicke starr in unendliche Fernen gerichtet waren. So etwas hatte er noch nie erlebt, und fast fürchtete er sich ein wenig vor dem Erbe, das er nun übernommen hatte.

›Wir werden dir dienen, so wie du uns dienen wirst. Wir werden dir Macht geben, aber es ist eine Macht, die man sich nicht kaufen kann. Man muß nur an das Böse glauben, und daran glaubst du ja. Ein Mann wie du hat nur einen Freund — den Teufel!‹ Als van Dyck das hörte, da lachte er auf. Ja, wie recht diese seltsamen Stimmen hatten. Er glaubte tatsächlich an den Teufel, an die Macht des Geldes, und beim Tanz um das goldene Kalb wäre er der erste und wildeste Tänzer gewesen.

»Ihr Whisky!«

Das war die Stimme der Stewardeß. Sie riß den Milliardär wie aus einem tiefen Traum. Sein Kopf ruckte in die Höhe, er klimperte mit den Augendeckeln und sah die Frau neben sich stehen.

Sie hielt ein Tablett in der Hand. Auf ihm stand ein Glas. Beides zitterte, denn ihre Augen waren starr auf die Kette gerichtet, die der Mann in der Hand hielt.

»Gefällt sie Ihnen?« fragte er.

Die Stewardeß wurde bleich. Sie atmete schwer, und sie hatte nichts dagegen, als der Milliardär seine Hand ausstreckte und mit den Fingern an ihrem Oberschenkel hochtastete, zu sehr stand die Frau im Bann dieser makabren Kette. Dann löste van Dyck seine Hand und griff nach dem Whiskyglas, bevor es vom Tablett rutschen konnte.

»Es ist eine wunderbare Kette, nicht wahr?« fragte er, wobei er sie mit einer Hand hochhielt.

»Was…was ist das?«

»Teufelswerk, meine Kleine. Spürst du nicht, wie sie bereits von deinem Geist Besitz ergreift? Sie wird alles tun, was ich will, das mußt du dir merken. Alles…«

Er stand auf. Die Kette hielt er dabei hoch. Sie bildete ein von seinem Gelenk herabhängendes Oval, durch das er schauen konnte und direkt in das Gesicht der Frau sah.

»Auch du wirst alles tun«, erklärte er mit heiserer Stimme. »Hast du noch gut behalten, was ich dir vorhin gesagt habe? Die Kette kann dich zwingen, in ihr stecken unheimliche Kräfte, die vor Tausenden von Jahren beschworen worden sind…«

Die Stewardeß schwieg. Sie wußte selbst nicht, was mit ihr los war, denn der eigene Wille wurde ausgeschaltet. Die Kette hatte sie in ihren Bann gezogen.

Warum sagst du nichts? Warum…? formulierte sie in Gedanken.

Nicht sie sprach, sondern die Stimme des Flugkapitäns. Sie drang aus

dem Lautsprecher und klang längst nicht mehr so ruhig wie bei der Begrüßung der Fluggäste.

Aber was sie sagte, war von einer ungeheuren Brisanz und warf die Pläne des Milliardärs vorerst völlig um.

»Bitte behalten Sie die Ruhe, meine Damen und Herren, denn wir befinden uns in der Hand von Highjackern. Vier Männer sind es. Einer befindet sich bei uns im Cockpit. Und sie haben gedroht, das Flugzeug zu sprengen…«

Jeder der Passagiere hatte die Stimme des Flugkapitäns vernommen, und an keinem waren die Sätze spurlos vorübergegangen. Die Menschen in der ersten Klasse sprangen von ihren Sitzen. Sie redeten durcheinander, es entstand ein Chaos. Angst stahl sich in die Augen der zumeist wohlhabenden Passagiere, und manch einer tastete heimlich nach seinem Koffer oder der Brieftasche.

Nur van Dyck hatte sich hingesetzt, während die Stewardeß zurückgewichen war.

Der Milliardär beteiligte sich nicht an der allgemeinen Aufregung. In seinem Kopf bewegten sich die Gedanken sortiert und gezielt. Er verspürte überhaupt keine Angst, nicht einmal Unbehagen, was zumindest normal gewesen wäre, sondern eine Art Spannung, denn da war eine andere Macht, die ihm Kraft gab.

Er lächelte sogar und winkte der Stewardeß. »Wenn Sie in meiner Nähe bleiben, geschieht Ihnen nichts. Ich…«

»Bleiben Sie da!« schrie die Frau. Der Blickkontakt zu van Dyck wurde ihr genommen, weil ein Mann auf die Tür zurannte, die die erste Klasse von der zweiten trennte.

Er befand sich noch einen halben Schritt von ihr entfernt, als sie aufgestoßen wurde. So heftig, daß der Mann nicht mehr ausweichen konnte und das Türblatt voll mitbekam.

Es klatschte in sein Gesicht. Der Mann schrie auf, taumelte zurück und preßte seine Hand gegen die Nase, aus der Blut rann und als roter Streifen unter dem Handballen hervortrat.

Für das Aufstoßen der Tür zeigten sich zwei Männer verantwortlich.

Terroristen oder Highjacker.

Sie stürmten in den Raum. Dunkelhäutige Gestalten, die einen arabischen Einschlag besaßen und mit Handgranaten bewaffnet waren…

***

Im nächsten Moment verschlimmerte sich die Panik. Das Auftauchen der beiden Verbrecher sorgte dafür. Die Menschen schrien zwar nicht mehr, aber die Angst trieb sie dennoch zurück und ließ ihre Augen starr werden.

»Zurück, alle!« peitschte der Befehl des ersten Gangsters. Mit seiner

freien Rechten packte er die Stewardeß und schleuderte sie durch den breiten Gang zwischen den Sitzen nach vorn, wo sich eine kleine Bar befand.

Dort mußten sich die Passagiere versammeln.

Nur einer blieb sitzen.

Peter van Dyck!

Zuerst wollten die Verbrecher es nicht glauben. Ihre Augen weiteten sich ungläubig. Der Kerl, der auch das Kommando hatte, schnellte auf ihn zu und hielt ihm die Handgranate dicht vor das Gesicht. Van Dyck spürte den heißen Atem, der ihm entgegenwehte. »Hör zu, du Schwein, das gilt auch für dich!«.

»Reißen Sie sich zusammen«, erwiderte van Dyck.

Er bekam keine neue Antwort, denn der Gangster hatte die Kette gesehen, die Peter van Dyck noch immer in der Hand hielt. Die Augen des Mannes wurden groß, plötzlich lachte er, drehte blitzschnell den Kopf und gab seinem Kumpan einen Wink.

»Da, sieh, Diamanten! Verdammt, die sind ein Vermögen wert. Damit kannst du ein ganzes Land kaufen!«

»Nimm sie ihm weg!«

Der andere lachte und wandte sich an van Dyck. »Hast du nicht gehört, was er gesagt hat? Ich soll dir die verdammte Kette wegnehmen!«

Van Dyck schaute ihn so kalt an, daß selbst der abgebrühte Highjacker zusammenzuckte. »Ich warne Sie«, sagte der Milliardär. »Diese Kette wird Ihnen Unglück bringen. Sie kann Ihren Tod bedeuten, daran sollten Sie denken.«

»Ach, halt's Maul. Her damit!« Bevor sich van Dyck versah, riß ihm der andere die Kette aus der Hand und hielt sie triumphierend hoch.

Während die übrigen Passagiere vor Schreck wie festgeleimt dastanden, beobachtete van Dyck den Mann ziemlich gelassen. Er vertraute auf die magische Kraft der Kette.

Der Gangster war beeindruckt. Noch nie im Leben hatte er so etwas in der Hand gehalten, geschweige denn gesehen. Für ihn war diese Kette eine kaum glaubhafte Rarität.

Der zweite Mann beobachtete die Passagiere, während der andere nur Augen für die Kette hatte.

»Woher hast du sie?« herrschte er van Dyck an.

»Ich habe sie mir anfertigen lassen.«

Der Highjacker lachte. »Kann ich mir vorstellen. Aber die Schädel, wo bekommt man die?«

»Es sind die Köpfe von Leuten, die Flugzeuge entführten«, erwiderte van Dyck gelassen und trieb mit dieser Antwort die Wut des Mannes auf die Spitze.

Für wenige Augenblicke blieb er ruhig stehen. Dann streckte er

seinen Körper und wirkte so wie ein Springer. Plötzlich duckte er sich und legte die Handgranate auf einen leeren Sitz. Das konnte er sich erlauben, denn sein Kumpan besaß noch eins von diesen Hölleneiern.

Geduckt schlich er auf van Dyck zu. »So, du Geldsack, das hast du nicht umsonst gesagt. Du wirst der erste sein, den wir dem Kapitän als Leiche präsentieren, wenn er sich nicht an unsere Anweisungen hält.« Bei diesen Worten griff der Mann in die Tasche und holte ein Messer hervor.

Er schüttelte nur kurz den Arm, und mit einem schnackenden Geräusch rutschte die Klinge aus dem Griff.

Van Dyck schluckte.

Dieses Messer sah verdammt gefährlich aus. Es war beidseitig geschliffen, die Klinge lang und spitz. Der Kerl hielt sie so, daß hinter seiner Hand das grinsende Gesicht zu sehen war. »Zur Einstimmung werde ich dich ein wenig kitzeln, Kapitalistenschwein«, flüsterte er heiser und stieß seinen rechten Arm vor, während er den linken erhoben hatte und mit der Hand die Schädelkette hielt.

Van Dyck spürte den Schnitt, als das Hemd entzweiriß, und dann die kalte Klinge an seinem Hals. Gleichzeitig jedoch hörte er in seinem Kopf wieder die Stimme.

›Du brauchst keine Angst zu haben, er schafft dich nicht. Du stehst unter unserem Schutz!‹

»Na, was sagst du nun?« fauchte der Gangster. Er hatte sich geduckt, die Lehnen der Sitze deckten ihn zu seinem Kumpan hin ab, der andere konnte nicht sehen, was geschah. Er bekam deshalb auch nicht mit, wie der Messerheld die Klinge der Waffe nach unten fahren ließ. Er wollte auf die Brust des Mannes einen blutigen Streifen ziehen. Die Spitze bewegte sich, schnitt den Hemdstoff weiter entzwei, hätte ihr Signum auf der Haut hinterlassen müssen, doch davon war nichts zu sehen.

Nicht einmal ein Streifen erschien.

Van Dycks Körper setzte der Messerspitze den Widerstand eines Steins entgegen.

Nicht ein Tropfen Blut war zu sehen, und der Highjacker verstand die Welt nicht mehr. Seine Augen wurden groß, schwer holte er Luft, er schluckte, wollte etwas sagen, nicht ein Wort drang über seine Lippen.

Er schaute nur in das lächelnde Gesicht des Milliardärs und sah auch nicht die Kette, die sich plötzlich selbständig machte und allmählich in die Höhe schwebte.

Dies geschah lautlos und völlig entgegen der Erdanziehungskraft. Sie bildete einen Bogen und schwebte mit ihrer Öffnung über dem Kopf des Mannes.

Da wußte van Dyck, was die Schädelkette mit dem Gangster vorhatte.

Sie wollte ihn vernichten.

Erwürgen!

Und der Mann merkte nichts. Er stand weiterhin geduckt da, starrte auf sein vermeintliches Opfer und wollte nicht glauben, daß aus der Wunde kein Blut rann.

Der Highjacker atmete schwer. Er schüttelte seinen Kopf, schluckte ein paarmal, und da packte die Kette zu. Dies geschah so schnell, daß der Mann überhaupt nicht reagieren konnte.

Die Schädelkette fiel über seinen Kopf und zog sich, als sie sich in Höhe des Halses befand, blitzschnell zusammen.

Der Gangster wurde nicht nach hinten gerissen, sondern weiter in die Knie gedrückt. Dabei rutschte auch die Hand mit dem Messer nach unten, schlitzte noch einen Teil der Kleidung auf, hinterließ aber sonst keinerlei Wunden.

Aus dem Mund des Mannes drang ein Röcheln.

Van Dyck lächelte. Er schaute aus kalten Augen zu, wie die Kette den Mann tötete. Und die Schädel nahmen dabei eine andere Farbe an. Der beinerne, gelbweiße Ton trat zurück, und ein seltsames Grün verschaffte sich unter der dünnen Knochenhaut freie Bahn. Es breitete sich wie ein Schleier aus, wurde innen noch verstärkt und drang in die Diamanten ein, wobei er diese geschliffenen Steine mit einem kalten grünen Feuer erfüllte.

Die Kettenglieder umspannten den Hals des Mannes von zwei Seiten, und die ließen ihm nicht die Spur einer Chance. Sie waren hart, aus bestem Stahl, hinzu kam die unheimliche Magie, die sie leitete und den Gangster zu einem hilflosen Bündel machte.

Den Mund hatte er so weit aufgerissen, daß er sich fast den Unterkiefer ausrenkte. Die Augen waren aus den Höhlen getreten, noch einmal wollte er sich aufbäumen — vergebens, die Kette war stärker.

Sie tötete ihn.

Und van Dyck lächelte.

Ja, er schaute lächelnd zu, wie seine Kette, gesteuert von seinen Gedanken, reagierte.

So mußte es sein!

Ohne daß er etwas dazu tat, löste sie sich von dem Hals des Opfers und schwebte allmählich in die Höhe. Noch immer leuchteten die Schädel in dem seltsamen Grün, aber die Farbe verblaßte allmählich.

Wie lange der schreckliche Mord gedauert hatte, wußte van Dyck nicht zu sagen. Für ihn war die Zeit bedeutungslos geworden, aber in seinen Augen stahl sich ein Leuchten. Der gleiche Ausdruck, der sich breitmachte, wenn er ein gutes Geschäft getätigt hatte.

Das Leuchten eines Siegers!

Die erste Hürde hatte er genommen, und die Kette tat, was er wollte.

Sie schaffte ihm die Schwierigkeiten vom Hals!
Was war er für ein Glückspilz!
Tief atmete er durch. Im selben Augenblick dachte er an den zweiten Gangster, der sich noch in der ersten Klasse befand. Bisher hatte der Mann nicht eingegriffen, aber das würde sich ändern. Er mußte einfach mißtrauisch werden.
Und er wurde es.
Van Dyck hörte die Stimme. Sie klang rauh, zitterte vor Erregung, die Spannung mußte den Mann gefangenhalten. »Was ist denn? Komm hoch!«
Der Mann bekam keine Antwort.
Es wurde sehr still in der ersten Klasse. Auch aus der zweiten war kein Wort zu hören. Nur die Geräusche der Triebwerke drangen noch als Summen an die Ohren der Anwesenden.
Van Dyk wartete ab. Sein kaltes Lächeln kerbte die Lippen, ein lauernder, abschätzender Ausdruck lag in seinen Augen. Wenn er nach rechts schaute, sah er die Handgranate auf dem Sitz liegen.
Der andere besaß noch eine zweite!
Die Gefahr bestand nach wie vor. Dem Messerstich hatte er sich widersetzen können, ob ihm dies auch bei einer scharfen Handgranate gelingen würde, war fraglich.
Als zusammengesunkenes Bündel lag der Tote zwischen zwei Sitzen.
Die Kette schwebte über ihm, sie schien eine Art von Lauerstellung eingenommen zu haben, und das grünliche Leuchten war nicht völlig verschwunden.
Van Dyck spürte die Gedanken. ›Keine Angst, wir schaffen ihn auch noch. Die Schädel der Zauberpriester sind unbesiegbar, und sie zeigen sich dem dankbar, der sie geholt hat.‹
Schritte!
Jetzt horchte van Dyck auf. Der andere Gangster hatte es nicht mehr ausgehalten, er kam näher, und als die Schritte aufklangen, da reagierte auch die Kette.
Sie verschwand.
Von dem Milliardär aus gesehen, huschte sie nach links weg, so daß sie von dem Gangster nicht entdeckt werden konnte. Sie reagierte selbständig, und das war für van Dyck das größte.
Er sah den Schatten.
Jetzt war der Gangster da!
Zuerst schaute er nach links, wo die Handgranate lag. Van Dyck hatte für einen Moment das Gefühl, der Mann würde es sich überlegen und die Granate an sich nehmen, dann jedoch blickte er in die andere Richtung und sah seinen Kumpan zwischen den Sitzen.
Für einen Moment schien er zu versteifen. Riesengroß kam van Dyck die Hand vor, die das höllische Ei hielt. Wenn er es jetzt schleuderte,

dann war alles umsonst.
Er warf es nicht.
Über die Gründe konnte höchstens gerätselt werden. Wahrscheinlich zählte er nicht zu der obersten Spitze des Quartetts und war nur ein Befehlsempfänger.
Wenn man die Drohung wahr machte, dann mußte diese erst befohlen werden. Vielleicht zögerte er deshalb.
Und das gab der Schädelkette eine Chance!
Sie stand in einer gedanklichen Verbindung zu ihrem Schöpfer. Obwohl der Milliardär sie nicht sehen konnte, wußte er genau, welchen Weg die Kette nahm.
Van Dyck hoffte nur, daß die anderen Passagiere nicht durchdrehten und sich so verhielten wie sie es bisher getan hatten.
Der Blick des Gangsters blieb auf seinem zusammengesunkenen Kumpan haften. Er zuckte, drehte den Kopf und schaute Peter van Dyck an. »Was ist mit ihm? Was hast du gemacht, du Schwein?«
Van Dyck gelang es hervorragend, dem Gangster etwas vorzuspielen.
»Ich? fragte er.« Was soll ich denn gemacht haben? Ich hatte doch keine Handgranate. Das war er, der…
»Du hast ihn…« Der Mann sprach nicht mehr weiter. Seine Stimme erstickte fast in Haß und Wut. Er schüttelte sich dabei, streckte den freien Arm aus und griff nach der Schulter des Toten.
Die Leiche kippte.
Vor Schreck sprang der zweite Highjacker zurück.
Und da war plötzlich die Kette!
Sie hatte sich lautlos herangeschlichen und dabei den richtigen Zeitpunkt erwischt.
Der Gangster hatte nur Augen für van Dyck und seinen toten Kumpan.
Nach hinten schaute er nicht.
Die Kette fiel.
Für einen Moment war es noch kritisch. Wenn der Killer durchdrehte und die Granate scharfmachte, dann…
Er dachte nicht daran. Die Kette hatte sie so schnell verkleinert, daß sie den Hals des Mannes innerhalb eines Sekundenbruchteils umspannte und zudrückte.
Der Gangster bekam keine Luft mehr!
Im gleichen Rhythmus wie er erbleichte, nahm die grüne Farbe der Schädel an Intensität zu.
Auch van Dyck blieb nicht mehr ruhig. Sein Arm schnellte hoch, und er schlug dem Gangster die Granate aus der Hand. Sie fiel, aber der Milliardär hatte Glück im Unglück.
Das Höllenei landete nicht auf dem harten Boden, sondern auf einem Sitz in der Nähe.

Und nun konnten es alle Passagiere sehen, welch eine Macht die Schädelkette besaß.

Sie tötete den Highjacker vor den Augen der entsetzt dastehenden Menschen.

Van Dyck aber lächelte.

Er behielt es so lange bei, bis der Mann nicht mehr lebte. Dann stieß er ihn mit dem Fuß an, und die Kette löste sich vom Hals des Toten. Sie schwebte näher, ihre Zielrichtung war Peter van Dyck, der seinen Kopf senkte und ihn dem Oval der Kette entgegenhielt.

Die Kette senkte sich auf van Dycks Kopf nieder, und sie blieb auf seinen Schultern liegen.

Es sah schaurig aus, als die sechs schimmernden Totenköpfe ihren Platz gefunden hatten.

Noch glühten sie grün, und van Dyck, der staunend angestarrt wurde, vernahm wieder die Stimme in seinem Kopf.

»Du bist unbesiegbar. Geh zu den anderen!«

Er nickte, hob den Blick und schaute seine Mitreisenden an. »Ich werde jetzt in die Touristenklasse gehen«, sagte er. »Sie bleiben hier. Verstanden?«

Nicken. Aber niemand sprach. Man blieb stumm. Nur das heftige Atmen war zu hören.

Langsam drehte sich van Dyck um. Sein Blick traf die Gestalt der Stewardeß.

Er lächelte, während die blasse Frau den Kopf senkte. Als van Dyck an ihr vorbeischritt, flüsterte er so leise, daß nur sie es hören konnte: »Und dich kriege ich auch noch…«

***

Van Dyck wurde zum Helden, denn er schaffte die beiden anderen Highjacker ebenfalls.

Was die Passagiere der aus Südafrika kommenden Maschine erlebten, würden sie nie vergessen, und als der Kontakt mit London hergestellt worden war, da setzte der Funker bereits die ersten Meldungen ab. Er gab einen knappen Bericht über das mißglückte Attentat, wobei er sicher sein konnte, daß seine Meldungen nicht geheim gehalten wurden.

So war es dann auch.

Man hatte eine Landebahn für die Maschine extra freigemacht. Polizei, Feuerwehr, Katastrophenschutz — alles stand bereit, um die Helden zu empfangen.

Aber auch Reporter hatten sich versammelt.

Als die Maschine ausgerollt war, stürmten die Männer los. Eine Meute von Reportern, bewaffnet mit Kameras, wollte die Helden fotografieren und interviewen.

Die Polizisten reichten dabei kaum aus, um die Pressehyänen zurückzuhalten. Verstärkung mußte geholt werden.

Die Passagiere führte man in einen Extraraum.

Natürlich redeten sie, und natürlich wurde die Leistung des Peter van Dyck besonders herausgestellt. Man sprach von einer geheimnisvollen Kette, die dafür gesorgt hätte, daß alle Gangster überwältigt wurden, aber van Dyck schüttelte nur den Kopf, wenn die Reporter die Kette sehen wollten. Er gab sie nicht heraus und hielt seinen Koffer so fest wie den wertvollsten Schatz auf Erden.

Fast unbeobachtet wurden die Leichen der vier Gangster aus der Maschine geholt. Die Polizisten wunderten sich über die Zeichen an den Hälsen der Toten. Sie schimmerten leicht grünlich, und sie zeigten Abdrücke von Totenköpfen.

So etwas war ihnen noch nie untergekommen. Sie redeten darüber, und automatisch kam die Sprache auf die geheimnisvolle Kette, von der alle Welt sprach.

»Dann muß es sie doch gegeben haben«, bemerkte einer der Männer.

»Aber das ist nicht unser Bier«, fügte er hinzu und hob die Schultern.

»Los, schaffen wir die Leichen weg!«

In Kunststoffwannen lagen die Toten. Sie wurden zu einem Spezialfahrzeug gebracht, das sie sofort abtransportierte.

Derjenige aber, der alles zu verantworten hatte, hüllte sich in Schweigen.

Er schaffte es auch, den Reportern zu entkommen, setzte sich dann allerdings mit der Flughafenleitung in Verbindung, bevor er mit der Polizei sprach und seine Aussagen zu Protokoll gab.

Man wollte ihm jede Bitte erfüllen, aber er hatte nur eine Frage. Van Dyck wollte den Namen der Stewardeß wissen und auch das Hotel, in dem sie während des Londoner Aufenthaltes wohnte.

Sie hieß Kay Windsor.

»Ich bedanke mich«, sagte der Milliardär und lächelte wölfisch, als er den Raum verließ.

Niemand sah es.

Für alle Welt war dieser Mann der große Held…

***

Ich hatte Sir James Powell und auch Suko von meinem nächtlichen Erlebnis berichtet.

Beide waren erstaunt und gleichzeitig auch erleichtert, denn eine erkannte Gefahr ist eine halbe.

»Können Sie irgendwo ansetzen?« fragte unser Chef.

»Noch nicht, aber wahrscheinlich brauchen wir nicht weit zu laufen. Alles soll sich hier in London abspielen.«

»Sechs Totenköpfe, die müßten doch zu finden sein«, meinte Suko.

»Oder etwa nicht?«
»Ich hoffe es.«
Nach diesem Gespräch zogen wir uns wieder in unser gemeinsames Büro zurück. Die Meldungen der vergangenen Nacht lagen auf unseren Schreibtischen. Wir gingen sie sehr genau durch, vielleicht war schon etwas passiert, von dem wir nur noch nichts wußten.
Gegen Mittag erschien Glenda plötzlich. Sie hielt etwas in der Hand, das nach dem Extrablatt einer Zeitung aussah. Damit wedelte sie, als wollte sie die letzten Reste der Druckerschwärze noch trocknen.
»Gibt's neuen Kaffee?« fragte ich sie und bog mein Kreuz durch, da es vom langen Sitzen schon steif geworden war.
»Nein.«
»Habe ich dir was getan?«
»Du sollst nicht Kaffee trinken, sondern arbeiten«, erklärte sie mir. »Außerdem sollte es euch wirklich mal interessieren, daß es auch noch andere Helden in der Welt gibt.«
»Sprichst du von unseren Zwillingsbrüdern?« erkundigte ich mich grinsend.
»Ich wußte überhaupt nicht, daß einer von euch einen Milliardär als Zwillingsbruder hat.«
»Da würde ich sofort kündigen!« rief Suko.
»Und ich mich auf eine Insel zurückziehen«, bemerkte ich. »Aber nur mit einer Sekretärin.«
Glenda drehte sich um. »Siehst du hier eine, die mit dir fahren will?«
»Ich meine dich doch.«
»Tut mir leid, John. Auf der einsamen Insel gibt es keinen Strom. Und ich kann nur auf einer elektrischen Maschine tippen.«
»Dann lerne um.«
»Später. Lest erst mal die Meldung, die ich von einer Kollegin bekam. Sie brachte das Extrablatt aus der Mittagspause mit.«
»Ach, über den Helden.«
»Sehr richtig, John, über ihn.« Glenda gab mir das Blatt. Es war in der Tat noch druckfrisch. Auf der Vorderseite zeigte es ein großes Bild. Eine soeben gelandete Maschine, aus der Passagiere stiegen. Einer der zahlreichen Köpfe war weiß umrandet. Das mußte der Held sein, von dem Glenda gesprochen hatte.
Suko erhob sich von seinem Platz, trat hinter mich, schaute mir über die Schulter und las den Text mit mir zusammen.
EIN MANN ÜBERWÄLTIGT VIER LUFTPIRATEN
So lautete die reißerische Überschrift. Aus den Gesprächen der mitgeflogenen Passagiere hatten die Reporter eine unwahrscheinliche Story zusammengestellt. Sie nannten den Mann einen Superhelden mit überirdischen Kräften.
Zum Schluß des Berichts lasen wir den für uns entscheidenden Satz.

Wortwörtlich stand dort geschrieben, und jetzt las ich laut vor.

»Der Besitzer zahlreicher Diamantenbergwerke hat die vier Luftpiraten mit einer geheimnisvollen, aus Totenschädeln bestehenden Kette überwältigt. So wurde es von zahlreichen Zeugen bestätigt, obwohl der Held selbst sich darüber ausschwieg. Unser aller Dank gilt Peter van Dyck.«

Ich ließ das Blatt sinken.

»Mensch, die Kette«, sagte Suko. »Da haben wir es.«

»Welche Kette?« fragte Glenda.

Ich winkte ab. »Keine Zeit, dir das zu erklären, Mädchen«, erwiderte ich und griff schon zum Telefon, während Suko mir die Sammelnummer des Flughafens Heathrow heraussuchte.

Ich kam erst beim dritten Versuch durch und hörte eine etwas gehetzt klingende weibliche Stimme.

Mein »Scotland Yard« ließ sie aufhorchen, und sie versprach, mich mit dem zuständigen Sicherheitsbeamten zu verbinden. Der Mann zeigte sich ziemlich zugeknöpft. Er war nicht bereit, telefonisch irgendwelche Auskünfte zu erteilen.

»Okay, dann kommen wir zu Ihnen«, erklärte ich ihm, legte auf und gab Suko ein Zeichen. »Melden Sie uns bei Sir James ab«, rief ich Glenda an der Tür noch zu, »und sagen Sie ihm, daß wir eine Spur zu den Schädeln gefunden haben.«

»Ja, ja…«

Wir rasten nach unten.

»Was erhoffst du dir von dem Gespräch?« fragte Suko.

»Ich will doch mal sehen, ob sich der große Held noch in der Nähe befindet.«

»Dann glaubst du daran, was in dem Extrablatt steht?«

»Sicher.« Ich hastete aus dem Lift. »Außerdem hat der Eiserne Engel von den Schädeln gesprochen.«

Der Nebel, der in den letzten Tagen über London gelegen hatte, war verschwunden. Man konnte das Wetter als leicht trübe und dunstig bezeichnen, mehr auch nicht.

Im Vergleich zu den Nebeltagen kamen wir direkt zügig durch die Innenstadt. In einen unerwarteten Stau gerieten wir nicht. Wir mußten auf die westlichen Ausfallstraßen, um zum Flughafen zu gelangen. Dabei durchquerten wir Kensington, und dort konnte ich endlich ein wenig aufdrehen. Eine Stunde nach dem Anruf standen wir dem Mann gegenüber, mit dem ich gesprochen hatte.

Ich hatte meinen Spezialausweis einsetzen müssen, um überhaupt vorgelassen zu werden, denn es herrschte in seiner Nähe das reinste Chaos. Noch war nichts geregelt, Reporter schwirrten herum, und jeder versuchte, ein Interview zu bekommen.

Der Mann hieß Nick Lester. Er sah geschafft aus, als er uns Stühle

anbot und sich eine Zigarette anzündete. »Diese Hektik«, murmelte er, »nicht zum Aushalten.«

»Ja, manchmal kommt es knüppeldick.«

Er hob die Schultern. »Was wollen Sie machen.« Dann entschuldigte er sich, daß er am Telefon ziemlich abweisend gewesen war, obwohl er uns von einem früheren Fall her kannte, aber er durfte eben keine Auskünfte geben.

Über den früheren Fall sprachen wir nicht. Ich wußte aber, daß er die Sache mit den schwebenden Köpfen meinte, die uns schließlich auf die Spur der Todesgöttin Kali gebracht hatte. [2]

Wir kamen zum Thema. »Stimmt alles, was in dem Extrablatt steht?« fragte ich.

Der Mann hatte es noch nicht gelesen und vertiefte sich darin, denn ich hatte es sicherheitshalber mitgenommen.

Suko stieß mich an. »Ist dir eigentlich nichts aufgefallen?« fragte er lauernd.

»Wieso?«

»Bei dem Begriff Schädelkette.«

Ich starrte meinen Freund an.

Er streckte mir die Hände entgegen und bewegte sie. »Na, na, fällt der Penny?«

Ich schlug mir gegen die Stirn, als ich es hatte. »Ja, verdammt, die Schädelwelt mit ihren Riesenratten.«

»Na endlich.«

»Nein, Suko, nein. Ich glaube nicht, daß diese Schädelwelt etwas mit der Kette zu tun hat.«

»Und was macht dich so sicher?«

»Die Aussagen des Eisernen Engels. Er hätte mir erstens etwas darüber gesagt und zweitens spielte damals der Asmodina-Kult eine große Rolle.[3] Sie ist erledigt…«

»Vielleicht existiert ein Erbe.«

Nick Lester ließ das Blatt sinken. »So stimmt es«, sagte er. »Zwar reißerisch geschrieben, aber es scheint den Tatsachen zu entsprechen. Die Zeugen haben bei uns die gleichen Aussagen gemacht.«

»Und die vier Luftpiraten sind tot«, sagte Suko.

»Ja.«

»Können wir ihre Leichen sehen.«

»Weshalb?«

»Wir beschäftigen uns eben mit Dingen, die den Rahmen des Normalen sprengen«, umschrieb ich mit wohlgesetzten Worten unsere Arbeit.

»Entschuldigen Sie, ich dachte nicht mehr daran.« Lester griff zum Telefon. »Ich kann nur hoffen, daß die Leichen noch nicht weggeschafft worden sind.«

»Dann fahren wir ihnen eben nach.«

Der Mann sprach mit einem gewissen Steve Justin. »Warten Sie noch mit dem Abtransport. Hier sind zwei Beamte von Scotland Yard, die sich die Toten anschauen wollen. Sie kommen sofort.«

Wir bedankten uns bei Nick Lester und waren froh darüber, daß er uns einen seiner Männer mitgab, der uns führte. So gelangten wir in den unterirdischen Komplex des Flughafens. In einer Lagerhalle fanden wir Steve Justin neben vier einfachen Särgen aus Kunststoff..

Justin war ein noch junger Bursche. Er trug die Uniform der Flughafenpolizei, und auf seiner Oberlippe sträubte sich ein Schnauzer.

»Da haben Sie Glück gehabt, ich wollte die Toten gerade abtransportieren lassen.«

»Haben Sie sich die Leichen angesehen?« fragte ich.

»Sicher.«

»Ist Ihnen an den Toten etwas aufgefallen?«

Er schaute mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. Erst als er Suko ebenfalls angeblickt hatte, gab er die Antwort. »Und ob mir an den Leichen etwas aufgefallen ist. Besonders an den Hälsen. Da waren Abdrücke von Totenschädeln zu sehen. Nicht ganz, aber…«

»Öffnen Sie die Särge.«

»Sehr wohl, Sir.« Justin winkte zwei seiner Leute heran, die die Deckel aufschraubten.

Wir warteten, bis die Männer alle vier Deckel gelöst hatten und sie dann hochhievten.

Freie Sicht.

Im ersten Augenblick glaubten wir, im falschen Film zu sein. Keine Toten lagen in den vier Särgen, sondern etwas anderes.

Ein gelblich schimmernder Staub. Knochenmehl…

Steve Justin stieß einen Laut aus, den man als erstickten Schrei bezeichnen konnte. Er wurde kalkblaß im Gesicht, preßte die Hand auf den Mund, schaute uns an, sah in den Sarg und verstand die Welt nicht mehr. »Das…das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte er. »Das gibt es doch nicht.«

»Es ist aber wahr«, erwiderte ich, beugte mich über einen der offenen Kunststoffsärge und sah noch die Kleidungsstücke zwischen dem Knochenmehl liegen.

Das war wirklich ein Hammer. Damit hatte niemand von uns rechnen können.

Auch die Helfer, die die Särge aufgeschraubt hatten, waren entsetzt.

Fassungslos standen sie da und schauten uns an. Auch auf ihren Gesichtern zeichnete sich eine kalkige Blässe ab. Suko ging zu ihnen und stellte einige Fragen.

Er wollte die Zeit wissen, wann die Toten eingesargt worden waren.

»Vielleicht vor drei Stunden.«
»Genaueres wissen Sie nicht?«
»Nein.«
»Sind die Särge inzwischen geöffnet worden?«
»Erst jetzt. Wir wollten sie zur Polizei bringen.«
»Sie haben auch nicht gesehen, daß sich jemand daran zu schaffen gemacht hat?«
»Nein, Sir.«
Suko kam zu mir zurück. Er brauchte mir nichts zu erklären, ich hatte alles gehört.
»Was wollen Sie jetzt machen?« erkundigte sich Steve Justin.
»Lassen Sie die Särge zu Scotland Yard schaffen. In unseren Labors werden wir das Knochenmehl genau untersuchen.«
»Gut, Sir.«
Wir gingen. Uns war klar geworden, daß die Schädelkette verdammt gefährlich war. Wir hatten erlebt, wie teuflisch und brutal sie reagieren konnte. Wer mit ihr in Berührung kam, der zerfiel zu Staub.
Einer konnte uns eine Erklärung geben. Das war der große Held Peter van Dyck.
Mit ihm wollte ich unbedingt reden. Den Weg zu Nick Lester fanden wir allein.
Lester befand sich in seinem Büro und telefonierte. Als er uns sah, legte er auf. »Ich habe es soeben erfahren«, flüsterte er, »das ist ja unglaublich.«
»Wie der ganze Fall.«
»Übernehmen Sie ihn?«
»Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben«, erklärte ich. »Wo können wir van Dyck finden?«
»Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Vielleicht wird er auch noch von den Sicherheitskräften verhört. Erkundigen Sie sich da einmal.«
»Werden wir machen«, erwiderte ich. »Und danke sehr.«
»Wofür?«
Wir ließen einen noch immer fassungslosen Nick Lester zurück. Ich aber telefonierte mit Sir James.
Glenda hatte ihn tatsächlich informiert. Er hatte sofort nachgehakt und sich informiert.
Als wir mit unserer Meldung kamen, lachte er auf. »Ich dachte mir schon, daß daran etwas faul ist. Fühlen Sie diesem van Dyck mal auf den Zahn, John.«
»Dazu müßte ich wissen, wo er wohnt.«
»Soll ich es herausfinden?«
»Nein, nein, das wird man mir hier schon sagen können. Wir melden uns dann wieder.«

»Gut, bis später.«
Ich legte auf. Suko hatte eine Idee und schnappte sich einen Reporter.
Von ihm erfuhr er, wo sich van Dyck aufhielt.
»Da kommen Sie nicht ran«, sagte der Schreiber.
»Mal sehen.«
»Er hat ein Haus gemietet. Eine alte Villa oder Herrschaftshaus. Dahin zieht er sich immer zurück.«
»Und wo liegt das Haus?«
Jetzt grinste der Mann. »Kennen Sie den Safari Park südlich von Schloß Windsor?«
»Ja, schon davon gehört.«
»Da müssen Sie hin.«
»Steht sein Haus im Park?«
»Fast, mein Lieber. Jedenfalls ist der Milliardär immer gut bewacht, wie es sich gehört. Und dann noch etwas.« Der Reporter beugte sich vor, denn den nächsten Satz flüsterte er. »Auf Bullenfleisch sind die Löwen im Safari Park besonders scharf.«
»Danke für die Warnung. Darf ich Ihnen auch etwas sagen, Mister?«
»Klar.«
»Tiger reißen besonders gern neugierige Reporter. Und manchmal werde ich sogar zum Tiger«, erklärte Suko, nickte dem Pressefritzen zu und ließ ihn stehen…

***

Kay Windsor hatte Angst!
Keine direkte Angst um ihr Leben, es war mehr ein bedrohliches Gefühl, das einfach nicht weichen wollte und sehr konkret mit der Existenz des Milliardärs Peter van Dyck zusammenhing.
Dieser Mann war schrecklich. Sie empfand ihn als ein Monstrum, als ein Schreckgespenst, und sie mußte immer an ihn denken, während sie sich mit einem Taxi zum Hilton Hotel fahren ließ, wo die Fluggesellschaft für ihre Angestellten Zimmer reserviert hatte.
Kay Windsor freute sich auf London. Sie liebte diese Stadt, aus der ihre Großeltern stammten, und sie hatte bereits mit dem Gedanken gespielt, für immer zu bleiben und auch einen Job anzunehmen. Doch der heutige Tag hatte ihr überhaupt nicht gefallen und ihr London ein wenig verleidet.
Sie war eine hübsche Person.
Halblang trug sie das braune Haar. An einigen Stellen hatte sie es zu Korkenzieherlocken drehen lassen, die aus ihrem Stewardeß-Käppi »fielen«. Kay Windsor besaß ein schmales Gesicht, aber ziemlich große Augen, deren Pupillen einen wunderschönen braunen Farbton besaßen.

Auch sonst war alles in Ordnung bei ihr. Die Figur stimmte, Kay war intelligent und konnte sich in drei Sprachen unterhalten. Für den Job der Stewardeß wie geschaffen.

An und für sich stand sie den Menschen positiv gegenüber. Sie sah nur das Gute in ihnen und ging spontan auf sie zu, doch an diesem Tag hatten ihre Ansichten einen gewaltigen Tiefschlag erlitten. Schuld daran trug ein Mann namens Peter van Dyck.

Immer wieder mußte sie an ihn denken und an das, was er geleistet hatte. Es war ihm allein gelungen, die Passagiere nebst Besatzung der Maschine zu retten. Das stritt auch Kay nicht ab. Was sie außer dem Überfall noch so erschreckt hatte, war die Berührung. Van Dyck hatte seine widerliche Hand auf ihren Oberschenkel gelegt, ohne daß sie etwas dagegen unternahm.

Wieso?

Kay mochte den Mann nicht. Eine normale Reaktion wäre es gewesen, die Hand wegzuschlagen, das hatte sie nicht getan.

Und darüber dachte sie während der Fahrt noch mehr nach als über die Entführung.

Hatte dieser Milliardär vielleicht mit ihr gespielt? Besaß er geheimnisvolle Kräfte, hypnotische Fähigkeiten, die er ausspielte, wenn er Menschen gegenüberstand, die ihm nicht zu Willen sein wollten?

Das konnte sehr gut möglich sein, denn eine Antwort wußte Kay auf ihr Verhalten nicht.

Dieser Mann wollte sie, und wie sie ihn einschätzte, würde er sie auch bekommen.

Kay ballte die Hände. Sie preßte die Lippen zusammen und ihr Gesicht nahm einen harten Ausdruck an, während sie aus dem Fenster schaute und bereits den Holland Park sah, wo auch ihr Hotel lag.

Der Fahrer drehte einmal kurz den Kopf. »War ein harter Flug, nicht wahr?«

»Das können Sie wohl sagen.«

»Haben Sie in der Maschine gesessen, die überfallen worden ist?«

»Nein!« log Kay, denn sie wollte unnötigen Fragen aus dem Weg gehen.

Der Fahrer lachte. »Das wäre auch ein Ding gewesen.«

Zwei Minuten später stoppte er vor dem Hotel. Kay zahlte, ließ sich eine Quittung geben und nahm ihr Gepäck. Sie brauchte es nicht selbst zu tragen, denn ein Boy kam und nahm ihr die Koffer ab.

Man kannte sie an der Rezeption des großen Hotels. Begrüßt wurde sie mit einem freundlichen Lächeln und ein paar netten Worten. Es herrschte der übliche Betrieb. In der großen Halle kamen und gingen die Menschen, wann immer sie wollten. Keiner wußte so recht, ob sie im Hotel wohnten oder nicht.

Obwohl reger Betrieb herrschte, fiel der Stewardeß doch ein Mann auf, der in ihrer Nähe stand. Es war ein breitschultriger Bursche mit weißblonden Haaren und einem sonnenbraunen Gesicht, in dem die kleinen Augen wie gefrorene Wassertropfen wirkten.

Kay erschrak.

Sie kannte den Mann. Im ersten Augenblick wußte sie nur nicht, wo sie ihn hinstecken sollte. Als sie dann genauer hinschaute, war der Mann verschwunden.

Kay bekam ihren Schlüssel. Auf dem Weg zum Lift dachte sie über den Weißblonden nach. Bevor sie einstieg, wußte sie Bescheid. Ja, sie hatte ihn schon einmal gesehen. Und zwar im Flugzeug. Er hatte zu den Passagieren gehört und war sogar in Kapstadt eingestiegen.

Kay bekam wieder Angst.

Den Namen des Mannes wußte sie nicht, und sie überlegte krampfhaft, wie er sich auf dem Flug verhalten hatte. Eigentlich ziemlich ruhig, sogar desinteressiert. Sie suchte nach einer Verbindung zwischen ihm und van Dyck, fand jedoch keine, denn die beiden Männer hatten getrennt voneinander gesessen.

»Du siehst schon Gespenster«, murmelte sie und erntete von dem Liftboy einen fragenden Blick.

Dann befanden sie sich im siebten Stock, wo sie den Lift verließen. Der lange Flur, den Kay so gut kannte. Das Zimmer lag nicht weit vom Aufzug entfernt. Der Liftboy öffnete, schaffte das Gepäck hinein und kassierte ein Trinkgeld.

Er bedankte sich und verschwand.

Die Stewardeß ließ sich auf die Bettkante fallen und kippte nach hinten.

Die Kappe rutschte ihr vom Kopf. Es war ihr egal. Mit den gespreizten Händen fuhr sie durch das Haar und türmte es hoch. Sie fühlte sich zerschlagen und müde wie selten. Die Ereignisse ließen sich nicht so leicht abschütteln.

Im Wagen hatte sie noch an Schlaf gedacht. Sie wurde bitter enttäuscht.

Ruhe konnte sie nicht finden. Es war kein direkter Schock, der sie umfangen hielt, aber die vergangenen Ereignisse wurden immer wieder hochgespült. Wie ein Film liefen sie ein ums andere Mal vor ihrem geistigen Auge ab.

Sie hatte sich vorgenommen, unter die Dusche zu steigen und sich danach umzuziehen.

Das jedoch mißlang. Wie gelähmt fühlte sie sich, befand sich in einem Zustand zwischen Wachsein und Schlafen und schaffte es einfach nicht, ihre bleiernen Glieder in die Höhe zu drücken.

Geschafft!

Ja, der Flug hatte sie geschafft.

Das Bett stand so, daß sie nicht in den kleinen Zimmerflur schauen konnte, wo sich auch die Tür befand. Aus diesem Grunde konnte sie auch nicht erkennen, daß sich die Türklinke bewegte.

Da kam jemand..

Diese Person mußte ihr Handwerk verstehen, denn sie öffnete die Tür von außen, ohne daß ein Geräusch entstand. Und sie brauchte sie nur noch nach innen zu drücken.

Lautlos geschah dies. Ein Schritt, und die Gestalt stand im Zimmer der Stewardeß.

Es war der weißblonde Hühne!

In seinem kantigen Gesicht regte sich kein Muskel. Die Unterlippe war ein wenig nach vorn geschoben, die hellen Haare hingen rechts und links seines Kopfes gleichlang nach unten.

Hinter der Tür blieb Saccu stehen und rührte sich nicht. Er wurde zu einem Denkmal und hatte sich so aufgebaut, daß er vom Zimmer her kaum gesehen werden konnte.

Saccu konzentrierte sich. Er spitzte seine Ohren, denn er wollte hören, was vor ihm geschah.

Der Mann nahm Atemzüge wahr. Zwar nicht sehr laut oder gleichmäßig wie die eines Schlafenden, aber seinem feinen Gehör entgingen sie nicht. Er kombinierte richtig.

Das Opfer ruhte…

Ein Zucken seiner Lippen bewies, daß er sich darüber freute. Eine andere Gefühlsregung konnte er kaum zeigen, und er griff in die Tasche seiner ledernen Jacke, um eine Spritze hervorzuholen. Sie war fertig aufgezogen, er brauchte sie nur einzusetzen.

Die Schuhe besaßen dicke Sohlen, auf denen er sich lautlos voranbewegen konnte. Kein Geräusch entstand, als er durch die Diele schritt und sich der offenstehenden Zimmertür allmählich näherte.

Kay Windsor lag auf dem Bett, hielt die Augen halb geschlossen und bekam nichts mit. Noch immer befand sie sich in einem Zustand zwischen Wachsein und Schlaf, die Natur forderte einfach ihr Recht, und sie mußte sich entspannen.

Saccu riskierte einen Blick.

Alles klar!

Seine Lippen hatten sich zu einem Lächeln in die Breite gezogen, die Augen waren leicht zusammengekniffen, er war voll konzentriert, und er würde seine Aufgabe mit der ihm eigenen Präzision durchführen.

Saccu war schnell.

Und auch lautlos…

Im letzten Moment sah Kay Windsor den Schatten. In ihrem Kopf schrillten die Alarmglocken, sie wollte hoch, aufspringen, doch da hatte der Mann bereits reagiert.

Seine freie Hand schoß vor.

Sie war wie die Pranke eines Tigers, bekam Kay zu packen und preßte sich auf ihren Mund.

Der Schrei erstickte bereits im Ansatz. Dann sah sie das Gesicht und den Körper dicht über sich. Vor allen Dingen kam ihr das Gesicht ungeheuer groß vor, es wurde zu einem regelrechten Ballon, dessen Mund sich verzerrte.

Der Stich.

Die Hand mit der Spitze fuhr nach unten. Saccu war darin ein wahrer Meister. Mit einer nahezu teuflischen Präzision fand er den freiliegenden Hals des Mädchen.

Er stach zu.

Kay Windsor spürte nicht viel. Nur einen kurzen Einstich, als wäre sie von einer Mücke gestochen worden. Wenige Sekunden blieb sie in der Haltung liegen, schaute nur in das sonnenbraune Gesicht des Hünen und hörte die geflüsterten Worte.

»Er wartet auf dich.«

Dann verschwamm auch der Eindruck. Das Gesicht zog sich noch mehr in die Breite, wurde zu einer Fratze, zu einem verzerrten Etwas, und schließlich sah sie überhaupt nichts mehr.

Die Spritze hatte ihre volle Wirkung erreicht.

Saccu konnte mit der Stewardeß machen, was er wollte. Er mußte nur ein paar Minuten abwarten, dann würde sie seinen Befehlen von allein folgen…

***

Er trug einen weißen Anzug aus Leinen, dazu ein blau schillerndes Hemd und hatte die Kette aus Totenschädeln um seinen Hals gehängt.

Er fühlte sich als Sieger.

Er war der King!

Peter van Dyck hatte viel in seinem Leben erreicht, doch nun stand er an der Spitze. Diese geheimnisvolle Kette gab ihm die Macht, die ihm noch gefehlt hatte. Und abermals rief er sich die Szene ins Gedächtnis zurück, als man ihn mit dem Messer traktierte. Die Klinge hatte ihm nichts anhaben können, er war unbesiegbar, denn die Kette gewährte ihm diesen außergewöhnlichen Schutz.

An das Fenster hatte er sich gestellt und schaute durch die Scheibe nach draußen.

Nicht weit entfernt lag der Park. Ein Safari Park, im Sommer von zahlreichen Besucher frequentiert, im Herbst geschlossen. Da sich der November bereits der Mitte zuneigte, waren keine Besucher innerhalb des Parks zu sehen.

Doch die Tiere befanden sich noch dort.

Man schaffte die Löwen und Tiger nicht in ihre Heimat, sondern hielt sie in speziellen Häusern fest. Das gleiche geschah mit den Elefanten,

und ihr Trompeten übertönte selbst das wilde Fauchen der Raubkatzen. Die Tiere zeigten sich unruhig.

Was den Wärtern vielleicht Sorgen bereitet, das nötigte van Dyck nur ein Lächeln ab. Er wußte den Grund für das seltsame Verhalten der Tierwelt.

Es mußte die Kette sein.

Sie stammte aus der Heimat der Löwen und Elefanten, aus dem tiefsten Afrika, und sie hatte ihren Zauber auch in der europäischen Welt nicht verloren.

Konnte er die Tiere durch die Kette beherrschen?

Das hoffte er sehr, denn sie waren besser als sein Leibwächter Saccu.

Als er an ihn dachte, warf er einen Blick auf die Uhr. Van Dyck hatte Saccu den Auftrag gegeben, Kay Windsor zu holen. Das würde der weißblonde Mann erledigen.

Das Haus war leer, kalt und einsam.

Ein düsteres Gebäude. Von außen zeigte es eine Front aus rötlichen Backsteinen. Die Türen besaßen einen grünen Anstrich, ebenso die Fensterkreuze. Es stand wie ein Klotz in der waldreichen Umgebung.

Niemand hatte es haben wollen, die Nähe zum Safari-Park war den meisten Käufern zu unsicher gewesen.

Innen hatte der Milliardär sich das Haus nach seinen Vorstellungen einrichten lassen. Zahlreiche nicht tragende Mauern waren eingerissen worden, so daß große Räume entstanden. Auf ein großartiges Interieur hatte van Dyck verzichtet. Was er aufstellte, entsprach seinem Geschmack und ging quer durch den Garten.

Moderne Kunst gemixt mit alten englischen Möbeln, dazwischen die Plastiken auf dem Holzboden und die Teppiche, die allesamt aus dem fernen China stammten.

Das Haus besaß auch einen Keller.

Eine steile Treppe führte hinunter. Der Keller hatte gewaltige Ausmaße und diente dem Milliardär als Weinlager.

Vor einem Spiegel hatte er sich aufgestellt. Es war ein perspektivischer Spiegel, der, wenn man in ihn hineinschaute, sich nach hinten hin öffnete, so daß der Betrachter das Gefühl hatte, am Beginn eines langen Ganges zu stehen, der zugleich noch von zahlreichen kleinen Lampen flankiert und markiert wurde.

Van Dyck wollte nur die Kette sehen.

Es machte ihm nichts mehr aus, sie um seinen Hals zu haben, denn diese Kette war es, die ihm die Kraft gab und aus ihm einen anderen Menschen geformt hatte.

Konnte er sich denn überhaupt noch als Mensch bezeichnen?

Van Dyck war ehrlich genug, um sich diese Frage zu stellen? Nein, er war kein Mensch mehr. Zwar noch im äußerlichen Sinne, aber die Kette hatte ihn doch verändert.

Er gehörte einem anderen.
Dem Teufel vielleicht?
Als er daran dachte, begann er zu lachen. Teufel war schon gut. Er hatte immer sehr am Teufel gehangen, das Böse war seiner Ansicht nach stärker als das Gute, und hatte man ihm nicht den Beweis gegeben?
Auf einmal hörte er wieder die Stimmen in seinem Kopf..
Die Kette sprach zu ihm.
›Du bist, jetzt der Besitzer der sechs Totenschädel! Erweise dich dieser Ehre würdig.‹
»Was soll ich tun?« fragte van Dyck.
›Stehst du auf unserer Seite?‹
»Ja.«
›Dann werden wir dir das Geheimnis der Kette offenbaren.‹
»Ich bitte darum.«
»Hast du jemals von den Großen Alten gehört, Peter van Dyck?«
»Noch nie.«
›Das solltest du aber, denn es sind die mächtigsten Dämonen, die du dir vorstellen kannst. Die Großen Alten wurden schon verehrt, als es noch keine sogenannte zivilisierte Welt gab. Im tiefsten Afrika jedoch existierten bereits Kulturen, von denen heute kaum jemand etwas weiß. Versunkene, geheimnisvolle Städte liegen unter dem dichten Dschungel begraben. Die Jahrtausende haben ihre Spuren hinterlassen und die Städte begraben. Sie konnten den unheilvollen Geist nicht auslöschen. Diejenigen, die den Großen Alten dienten, bekamen von ihnen ihren Lohn. So war es auch mit uns. Wir sind die Zauberpriester einer Kaste gewesen, die den Großen Alten diente. Aber auch wir waren nicht unsterblich. Unsere Körper vermoderten, jedoch einem alten Ritual zufolge wurden die Köpfe vergraben und sollten erst wieder erweckt werden, wenn sich die Großen Alten auf die Rückkehr vorbereiteten. Dieser Zeitpunkt ist bald gekommen. Man hat uns, die Zauberpriester, gefunden. Du hast die Köpfe bekommen und sie zusammengefügt, und du hast damit alle sechs Geister in dieser Kette vereinigt, die nun dein Eigentum ist und die dich verändern wird. Du bist unser Diener, du gehörst zu uns, und auch du wirst die Ankunft der Großen Alten kaum abwarten können. Aus diesem Grunde sollst du bereit sein für das, was kommen wird.‹
»Was muß ich tun?«
Da hörte er das Lachen der fremden Stimmen in seinem Kopf. Es war ein kicherndes Geräusch, ein regelrechtes Hecheln, das nun allmählich verklang.
›Wir sind gespannt, wie du reagieren wirst, wenn du die Macht der Kette kennenlernst, denn sie wird auf dich übergehen. Der Zauber des alten Afrika, die Tier- und Erdgeistermagie hat diese Kette in sich

vereint, und du wirst in den nächsten Minuten erleben, was wir meinen. Nur soviel sei gesagt. Wir waren sechs, und du bekommst jeweils von zweien einen Teil mit. Bleib nur vor dem Spiegel stehen, dann kannst du alles genau beobachten.‹

Van Dyck hatte die Worte zwar genau vernommen, doch er verstand ihren Sinn nicht. Deshalb war er gespannt, was die andere Seite mit ihm vorhatte. Angst verspürte er nicht, nur eine gewisse Erwartung. Er hatte sich voll und ganz in die Hände der anderen begeben. Gestört werden konnte er auch nicht. Da er mit niemandem sprechen wollte, hatte er auch das Telefon abgestellt.

Wie eine Salzsäule stand er vor dem Spiegel, sah sich selbst in der langen Perspektive und merkte, daß etwas in seinem Körper vorging.

Das begann mit dem Rauschen des Blutes und gleichzeitig verfärbte sich sein rechter Arm: Die Finger wurden grün.

Der Mann erzitterte, er wollte weg, da waren wieder die Stimmen in seinem Kopf.

›Bleib stehen, Peter van Dyck, es geschieht alles zu deinem Vorteil. Du bekommst von jedem von uns etwas mit!‹ Er mußte sich zusammenreißen, um nicht zu flüchten, aber er hatte einmal in den sauren Apfel gebissen und wollte ihn jetzt auch aufessen.

Nicht nur mit dem rechten Arm geschah etwas, auch der linke begann sich zu verändern.

Er zeigte keine grüne Farbe, sondern schimmerte gelblich braun.

Gleichzeitig veränderten sich die feinen Härchen auf seiner Haut, und es begann, ein Fell zu wachsen.

Van Dyck schaute wieder nach rechts.

Da sah er keine Hand mehr.

Die Finger waren verschlungen. Aus dem Jackettärmel schoß plötzlich ein dünnes grünes Wesen.

Eine Schlange!

Aus seinem Arm war eine Schlange geworden!

Irre war der Schrei, den van Dyck ausstieß und der gegen die Decke brandete. Als er den Arm anhob, da knickte die Schlange ein, öffnete ihr Maul, und eine gespaltene Zunge huschte daraus hervor.

Das Gesicht des Milliardärs war zu einer Grimasse geworden. Er war kein Mensch mehr, aber er dachte und fühlte noch wie ein Mensch. Sein Gehirn reagierte so.

Der linke Arm.

Auch hier konnte er die Finger nicht mehr erkennen. Er merkte es daran, daß sie nicht zuckten, als er sie bewegen wollte. Wo nichts ist, da kann auch nichts reagieren.

Das mußte van Dyck einsehen, als er sich das anschaute, was einmal sein linker Arm gewesen war.

Die Pranke eines Löwen!

Rechts die Schlange, links die Löwenpranke.
Der Stoff seines Ärmels war geplatzt, weil die Pranke zu gewaltig geraten war, und er sah auch die Krallen, die seine Finger abgelöst hatten.
Während aus dem rechten Ärmel sich die Schlange wand und er links mit einer Löwenpranke versehen war, setzte sich die Verwandlung weiter fort. Diesmal erfaßte sie seinen Kopf.
Grün glühten die Schädel. Aus den in den Augenhöhlen steckenden Diamanten schienen Blitze durch seinen Kopf zu zucken. Er verspürte ungeheure Schmerzen, die seinen Schädel zertrümmern wollten, und er sah in dem erleuchteten Spiegel seine eigene Verwandlung weiter mit an.
Das Menschliche verschwand.
Sein Gesicht wurde zerstört. Unsichtbare Hände schienen daran zu zerren und zu reißen. Sie deformierten und formierten ein neues Gesicht, einen häßlichen Schädel, eine Fratze…
Da hatte er plötzlich keinen Mund mehr, sondern nur ein widerliches Maul. Die Stirn drängte zurück, sie machte einer breit wirkenden Platte Platz, auf der bräunlich schimmerndes Fell wuchs, das sich gedankenschnell ausbreitete und im Nu sein gesamtes Gesicht erfaßte.
Auch die Ohren veränderten sich. Sie wurden weitaus länger als normal, die Nase verschwand ebenfalls, überall wuchs Fell, und als er den Mund öffnete, da schaute er in sein eigenes Maul.
In das Maul einer Hyäne!
Schlange, Löwe, Hyäne!
Die drei magischen Tiere Afrikas hatten von ihm Besitz ergriffen.
Die Schlange als Symbol der Geschicklichkeit und Ausdauer, der Löwe als Zeichen der Kraft, und die Hyäne als Beweis für Hinterlist, Gemeinheit und Tücke.
Ein Monstrum war geboren.
Aus van Dyck war diese grausame Mischung geworden. Ein schauriges, sehr gefährliches Abziehbild, das hineingeraten war in eine fürchterliche Magie.
Sie war durch die Kette geweckt worden, und Peter van Dyck hatte ihr einen schrecklichen Tribut zollen müssen.
Er wankte zurück. Konnte sich selbst nicht mehr sehen, denn das Menschliche war aus seinem Gesicht verschwunden. Ein gefährlicher Clown aus mutierten Tierteilen stand im Raum, wollte schreien, selbst das schaffte er nicht.
Ein unheimliches Heulen drang aus seinem Maul, das schaurig durch das fast leere Haus schwang und nur allmählich verklang.
›Jetzt gehörst du zu uns!‹
Da waren wieder die Stimmen in seinem Kopf. Und sie lachten, sie freuten sich, denn die in der Kette gefangenen Geister der

Zauberpriester hatten einen großen Sieg errungen.

Das Monstrum drehte sich im Kreis.. Er konnte nicht mehr menschlich reden, nur in seinem Gehirn formulierte er die Gedanken, die Schreie nach Hilfe, die Angst..

›Vergiß all das, was du mal gewesen bist. Du hast den Wind gesät, wir gaben dir den Sturm, und du wirst im Sinne der Großen Alten dein weiteres Leben fortführen. Du mußt es ändern, denn keiner darf erfahren, was aus dir geworden ist. Dein Haus hast du gut gewählt. Es liegt dort, wo auch die Tiere zu finden sind, zu denen du dich hingezogen fühlst. Du wirst plötzlich merken, daß du mit ihnen sprechen kannst und sie dir gehorchen…‹

Van Dyck hörte die Worte sehr wohl, aber er wollte sie nicht wahrhaben, schüttelte seinen Hyänenschädel und schaffte es, seine mutierten Arme in die Höhe zu bringen.

Die Schlange ringelte sich um ein Kettenglied, auch die Pranke des Löwen packte danach, aber beiden gelang es nicht, die Kette vom Hals zu lösen.

Sie blieb dort.

›Versuche es nie wieder‹, warnten die Stimmen, ›laß die Kette um deinen Hals, denn wenn du sie zerstörst, ist auch deine Existenz beendet. Das als Warnung. Wir werden uns immer einmal melden, um dir neue Verhaltensregeln zu geben, aber denke daran, daß die Menschen dich nicht so sehen sollen. Du…‹ Da verstummten die Stimmen und das Monstrum van Dyck blieb mitten im Raum stehen.

Er hörte etwas.

Von draußen war das Geräusch an seine spitzen Hyänenohren geklungen. Ein Wagen kam.

Der mutierte Mensch lief zum Fenster. Aus kalten gelben Hyänenaugen schaute er nach draußen und sah den Jaguar, der gestoppt hatte.

Saccu war gekommen.

Und er brachte das Mädchen.

Aus dem Maul des Monstrums drang ein Geräusch, wie es nachts über die Steppen Afrikas schwang.

Das Heulen der Hyäne.

Und er erinnerte sich daran, was die Geister der Zauberpriester ihm gesagt hatten.

Man durfte ihn nicht sehen.

Er mußte alle Spuren vernichten. Das wollte er tun!

***

Saccu bremste!

Wenn er außer Waffen noch etwas auf der Welt liebte, dann waren es schnelle Autos. Und ein Jaguar gehörte für ihn zur Spitze. Vor allen

Dingen dann, wenn es das neueste Modell war, das die Firma British Leyland zu bieten hatte.

Sein Chef hatte den Wagen geliehen. Beigefarben mit braunen Ledersitzen und dem Geruch von edlen Hölzern, gab er Saccu ein gewisses Hochgefühl an Fahrkomfort.

Es tat ihm direkt leid, daß er sein Ziel schon erreicht hatte und aus dem Wagen steigen mußte.

Auf dem Beifahrersitz hockte Kay Windsor. Es war schwer, ihren Anblick zu beschreiben, aber mit dem einer Puppe konnte man sie schon vergleichen. Sie rührte sich nicht, denn sie hatte während der ganzen Fahrt unter dem Einfluß der Droge gestanden.

Der Sicherheitsgurt hielt sie fest. Saccu ging um den Wagen herum, öffnete die Tür an ihrer Seite und löste den Gurt, bevor er sagte: »Steig aus, Mädchen!«

Kay Windsor gehorchte. Sie drehte sich aus dem Wagen. Der Wind erfaßte ihr Haar und wirbelte es durcheinander wie das des Leibwächters. Vor dem klotzig wirkenden Haus tanzten die fauligen Blätter im. Wind.

In der Nähe befand sich der Wald. Hohe Bäume streckten ihre jetzt kahlen Äste wie Finger anklagend in die Höhe. Sie schienen die grauen Novemberwolken berühren zu wollen.

Saccu schloß die Tür. Er schaute dabei zum Haus, dort rührte sich nichts, was ihn wunderte, denn er hatte damit gerechnet, daß sich sein Boß zeigen würde.

Er blieb hinter den Mauern.

Saccu zog seine hellen Augenbrauen zusammen. Unter der Jacke trug er eine schwere Pistole, die Finger streichelten den Griff, während seine andere Hand den Arm des Mädchens erfaßt hielt und er die Stewardeß so dirigierte, daß sie auf die Treppe zuschreiten konnte.

Fast wäre sie über die erste Stufe gefallen, wenn Saccu sie nicht gehalten hätte.

Rasch hatten sie die Treppe überwunden und standen vor der dunkelgrün gestrichenen Tür.

Saccu schellte.

Jetzt wurde er mißtrauisch, denn auch diesmal ließ sich sein Chef nicht blicken.

War er in eine Falle gelaufen?

Etwas Kaltes kroch über Saccus Rücken, er spannte seinen Körper und drehte sich um.

Nein, hinter ihnen lauerte niemand. Jedenfalls konnte er keinen Feind erkennen, der sich eventuell zwischen den Bäumen oder im holzigen Untergrund versteckt hielt.

Als Saccu seinen Blick wieder nach vorn richtete, fiel ihm etwas auf. Die Tür war nicht verschlossen.

Er konnte es als einen Vorteil ansehen, aber auch als das genaue Gegenteil von dem. Der Leibwächter war ein mißtrauischer Mensch, er tendierte zur zweiten Möglichkeit und zog seinen Revolver.

Es war ein schwerer Ruger Colt, die Geschosse besaßen eine ungemein starke Durchschlagskraft. Diese Munition ließ sich Saccu immer aus den Staaten schicken.

Mit dem Fuß trat er die Tür auf.

Er hatte den Stoß genau berechnet, die Tür schwang so weit zurück, daß sie nicht bis gegen die Wand krachte, sondern kurz davor zur Ruhe kam. Einen Widerstand spürte er nicht, also hielt sich im toten Winkel keiner verborgen.

Sein Blick fiel in die Halle.

Er schaute über die Einrichtung, sah die Teppiche auf dem Boden, die alten, englischen Mahagonimöbel, auch die modernen Plastiken, nur von seinem Chef entdeckte er nichts.

Der blieb verschwunden.

Die Sorgen steigerten sich, und Saccu schob das Mädchen vor, während er sagte: »Geh rein!«

Kay Windsor gehorchte, denn die Droge hatte ihren eigenen Willen ausgeschaltet.

Der ehemalige Legionär befand sich nicht zum erstenmal in dem Haus.

Er wußte, daß es in den oberen beiden Etagen noch zahlreiche Zimmer gab. Dort lagen unter anderem auch die Bäder, und vielleicht nahm sein Boß gerade ein Bad, denn schließlich hatte er mit der Kleinen, die Saccu ihm brachte, ja noch etwas vor.

Als der Mann daran dachte, verzog er seine fleischigen Lippen zu einem widerlichen Grinsen.

Da Kay Windsor, ohne angegriffen zu werden, die Halle betreten konnte, riskierte es auch Saccu, ihr nachzugehen. Seine Schritte waren kaum zu hören, als er über die Schwelle trat und sich lauernd umschaute.

Nein, die Halle war leer. Er hatte sich nicht getäuscht. Sein Blick glitt zu Kay Windsor.

Sie war bei einem der Sessel stehengeblieben und hatte ihre Hand auf die Lehne gelegt. Starr schaute sie geradeaus. In ihrer Blickrichtung lag die nach oben führende Treppe.

Draußen war es nicht sehr hell. Eben ein Novembertag. Trübe, wolkig, wie nicht anders zu erwarten. Aus diesem Grunde war auch die Halle nicht von einer strahlenden Lichtfülle erfüllt. Da die Treppe ziemlich weit weg von einem Fenster lag, konzentrierte sich dort der größte Teil der Finsternis.

Die Stufen verschwammen, aber weshalb schaute Kay Windsor so intensiv dorthin?

Diese Frage beschäftigte den mißtrauischen Saccu, und er beschloß, nachzusehen.

Mit gezogenem Revolver setzte er sich in Bewegung. Nach zwei Yards stoppte er schon.

Er hatte Schritte vernommen.

Auf der Treppe!

Saccu atmete tief ein. Sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. Obwohl er damit rechnen mußte, daß sein Chef die Stufen hinabkam, blieb er mißtrauisch. Er brachte sogar die Mündung seines Revolvers in die entsprechende Position.

»Sir?« rief er.

Jetzt mußte van Dyck sich eigentlich melden, aber er tat es nicht. Saccu bekam keine Antwort, er vernahm nur die Schritte, die lauter wurden, und es schälte sich eine Gestalt aus dem Dunklen über den Treppenstufen.

Der helle Anzug fiel zuerst auf. Saccu wußte, daß sein Boß so einen Anzug mitgenommen hatte. Er war einigermaßen beruhigt und senkte den Waffenlauf.

Einen Atemzug später sah er, wer da wirklich die Treppe hinunterkam.

Es war ein Zerrbild des Schreckens!

***

Die Strecke zum Safari Park fanden wir leicht. Wir brauchten nur den Weg nach Schloß Windsor zu nehmen, und der war uns noch in guter Erinnerung, denn auf dem Gelände des Schlosses hatte ich mal einen sehr schaurigen Fall erlebt.

Etwa in Höhe des Schlosses mußten wir von der Straße ab und in eine andere einbiegen, die in Richtung Süden führte. Hier waren bereits Wegtafeln aufgestellt, die den Besuchern den Weg zum Safari-Park so einfach wie möglich machten.

»Ich bin wirklich ein Tierfreund«, meinte Suko, »aber an einem Safari-Park möchte ich wirklich nicht wohnen. Vielleicht hat der Typ auch einen anderen Grund, sich in die Einsamkeit zu begeben.«

»Und welchen?«

»Man kennt doch diese Diamantenhändler. Eine reine Weste haben die nicht.«

Ich mußte grinsen und erwiderte: »Du sprichst aber sehr geringschätzig von einem Helden wie van Dyck.«

»Ich mache mir eben lieber selbst ein Bild.«

Wir blieben auf der Straße und gelangten schließlich vor eine Sperre.

Kassenhäuschen waren zu sehen. Sie standen rechts und links des langen Balkens und waren verlassen.

»Endstation«, meldete Suko.

»Nicht ganz«, erwiderte ich und deutete schräg nach vorn. Mein Finger wies auf ein Schild. Dort war zu lesen, daß man auch in den geschlossenen Zeiten den Park auf eigene Gefahr mit dem Wagen durchqueren konnte, weil sich die Tiere in den Häusern oder Käfigen befanden.

»Dann fahren wir doch«, entschied sich auch Suko. »Wenn der Weg kürzer ist.«

»Ganz bestimmt. Aber heb mal die Schranke hoch.«

»Immer ich«, maulte Suko, stieg jedoch aus, öffnete und ließ mich vorbeifahren, wobei er sich noch verbeugte, als ich ihn passierte.

Danach drückte er den Balken wieder nach unten und stieg ein.

Ich fuhr an.

Den Park durchschnitten asphaltierte Wege. Von den hohen Bäumen hatte sich das Laub gelöst und einen dicken Teppich auf dem grauen Asphaltband hinterlassen. Wir mußten vorsichtig fahren, an einigen Stellen, besonders in sogenannten Windecken, lag das Laub ziemlich hoch.

Wir entdeckten zahlreiche Hinweisschilder. Auf ihnen stand zu lesen, welche Tiere sich sommertags in der freien Wildbahn aufhielten. Da war von Löwen, Hyänen, Gazellen und auch Affen die Rede. Wir sahen auch abgeteilte Gebiete. Die Zäune schimmerten zwischen den Bäumen.

Wahrscheinlich traute man dem Frieden nicht so recht.

Wir fuhren langsam. Auf einer guten Karte hatte ich nachgesehen und festgestellt, daß wir den Park zur Hälfte durchqueren mußten, um an unser Ziel zu gelangen.

Über den Bäumen lag ein grauer Novemberhimmel. Die Krähen, die mit schwer wirkenden Flügelschlägen die Luft durchschnitten, paßten zu dem Gesamtbild.

Aber nicht das Fauchen.

Trotz der geschlossenen Scheiben war es zu hören, und ich trat unwillkürlich auf die Bremse, weil ich damit rechnete, daß jeden Augenblick ein Raubtier aus dem Gebüsch stürzen konnte.

Das passierte nicht.

»Du hast es also auch gehört«, sagte Suko.

»Sicher.«

Der Inspektor ließ an seiner Seite die Scheibe nach unten fahren.

Frische Luft strömte in den Wagen und nicht nur das, auch das sich aggressiv anhörende Trompeten der Elefanten bekamen wir zu hören.

Erst das Fauchen jetzt das Trompeten.

»Glücklich scheinen die Tiere nicht gerade zu sein«, bemerkte Suko.

Ich hob die Schultern. »Wärst du das hinter Gittern?«

»Wohl kaum.«

»Na bitte.« Ich gab Gas und fuhr wieder an. Die Tiere sollten uns

nicht stören, wir wollten zu van Dyck und ihm einige ziemlich harte Fragen stellen.

Der Weg beschrieb vor uns eine Linkskurve. Da sehr viel Laub herumlag, steuerte ich den schweren Bentley vorsichtig hinein. Am Ende der Kurve, wo die Strecke wieder geradeaus weiterführte, sahen wir eine Wegkreuzung.

Suko hatte die Scheibe auf seiner Seite nicht völlig hochfahren lassen, deshalb hörten wir auch ein Fauchen.

Diesmal klang es noch lauter.

»Die Löwen sind los.« Suko sagte es im Scherz dahin. Einen Herzschlag später jedoch wurden seine und meine Augen groß. Links von uns hatte sich etwas im Unterholz bewegt und zwischen den sich auf der Erde angehäuften Zweigen schimmerte es hell.

So sah Fell aus.

Löwenfell!

Schon geschah es.

Ein gewaltiger, gelblich schimmernder Körper wuchtete sich aus dem Unterholz, befand sich in der Luft, streckte sich und sprang mitten auf den Weg, wobei er sich drehte und uns der Löwe aus kleinen Augen anstarrte…

***

Saccu, der blondhaarige Hüne mit dem halblangen Haar, hatte in seinem Leben einiges erlebt. Er war durch mehrere Höllen gegangen, der Krieg hatte ihn gestählt, und er hatte ihn gewissenlos gemacht. Er hatte Elend, Tod und Leid gesehen und war darüber hinweggegangen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Aber was er in diesem Haus bei London und in einer zivilisierten Welt vorgesetzt bekam, das stellte alles bisher Dagewesene in, den Schatten.

Über die Stufen der Treppe schritt ein Monster. Ein Wesen, das es einfach nicht geben durfte, das dennoch eine schlimme Tatsache war.

Es besaß den Schädel eines Schakals. Deutlich war die weit vorgezogene spitze Schnauze zu erkennen, das bräunliche Fell und die kleinen, kalten Augen.

Der rechte Arm bestand auch nicht mehr aus normalen Knochen und Haut, es war eine Schlange, die sich aus dem Armloch ringelte und eine gespaltene Zunge sehen ließ.

Auch der linke Arm glich dem Teil eines Tiers. Er hatte sich in eine Pranke verwandelt oder in eine Tatze, auf jeden Fall gehörte sie nicht zu einem Menschen, sondern zu einem Löwen. Schakalkopf, Löwenpranke und Schlange. Hinzu kam noch die geheimnisvolle Schädelkette, die um den Hals des Wesens hing und deren Köpfe dunkelgrün schimmerten, wobei sich das grüne Licht auch in den die

Augen ausfüllenden Diamanten fing und dort abgestrahlt wurde.

Hatte sich Saccu über das Aussehen des Monstrums schon erschreckt, so bekam er einen weiteren Schock, als er den Anzug sah, den dieses Wesen trug.

Er gehörte Peter van Dyck.

Das war für Saccu der Beweis.

Dieses mutierte Gebilde vor ihm war kein geringerer als sein Chef, der Milliardär und Diamantenhändler Peter van Dyck. Der Anzug beseitigte für den blondhaarigen Leibwächter die restlichen Zweifel.

Etwas Unheimliches war geschehen, für das er keine Erklärung wußte, sich aber denken konnte, wer dahintersteckte.

Die Schädelkette mußte die Schuld daran tragen.

Eine andere Möglichkeit gab es für Saccu nicht. Die verdammte Kette aus Totenköpfen, an der van Dyck so hing, hatte diese grausame Verwandlung bewirkt.

Saccu stöhnte.

Ob vor Grauen, vor Wut oder Zorn, das wußte er selbst nicht. Er ahnte jedoch, daß er sich hier in einer Situation befand, die er kaum lösen konnte.

Er warf einen raschen Blick auf die Stewardeß.

Kay Windsor stand wie festgenagelt auf dem Fleck. Sie mußte das Monstrum ebenfalls sehen, denn sie hatte den Kopf in Richtung Treppe gedreht, aber sie zeigte keine Reaktion. Beinahe teilnahmslos schaute sie dorthin, ohne sich um den ehemaligen Diamantenhändler zu kümmern.

Van Dyck hatte die letzte Stufe erreicht. Noch einen Schritt tat er, dann lag die Treppe hinter ihm, und er blieb abwartend stehen.

»Wer bist du?« keuchte Saccu. Längst hatte er den Arm mit dem Revolver hochgebracht. Er wußte, daß er schießen würde, es gab keinen anderen Weg.

Saccu bekam auch eine Antwort. Sie wurde ihm entgegengeheult. Ein schauriges Geräusch, das auch nachts über die Savanne des afrikanischen Kontinents strich.

Der Leibwächter kannte die Stimmen der Hyänen, dieser widerlichen Tiere, die man auch mit dem Teufel in Verbindung brachte, denn er tauchte in zahlreichen Abbildungen mal als Hyäne und dann wieder als Ziege auf.

Van Dyck mußte besessen sein!

Sein Schlangenarm zuckte. Das giftgrüne schlanke Reptil schaute aus dem Ärmel, drehte und wand sich, stieß immer wieder die Zunge aus dem kleinen, offenstehenden Maul.

Den Prankenarm hatte das Monstrum leicht erhoben und im rechten Winkel abgezweigt. Schlagbereit war er, und Saccu wußte plötzlich, daß ihn sein ehemaliger Chef töten wollte.

Der Dschungelkämpfer duckte sich. Sein Gesicht nahm dabei einen leicht verzerrten Ausdruck an. Dies war immer so, wenn er dicht vor einer großen Entscheidung stand.

Wie vor einem Mord!

Und er schoß.

Krachend entlud sich der Revolver. Das Echo jagte durch das Haus.

Saccu erkannte sehr deutlich, daß die Kugel getroffen hatte. Sie fand ihr Ziel in der Brust des Monstrums und schleuderte es bis an die Treppenstufe zurück.

Dort konnte es sich fangen.

Das Maul des Wesens öffnete sich noch weiter, und ein infernalisches Siegesheulen drang daraus hervor.

Saccu bekam große Augen.

Der Kerl war mit einer Kugel nicht zu stoppen. Vielleicht mußte er mehrmals schießen, und das tat er auch.

Der schwere Ruger Colt in seiner Hand schien zu explodieren.

Ununterbrochen blitzte es vor der Mündung auf, und Saccu bewies, daß er nicht nur schießen, sondern auch treffen konnte.

Jede Kugel fand ihr Ziel.

Sie hämmerte in den Körper des Wesens. In die Echos der Schüsse mischte sich das Klatschen. Die schweren Kaliber hieben auch gegen die Schädelkette, sie schleuderten den Unhold herum, der Schlangenarm zuckte, die Pranke schlug in die Luft, hieb einmal gegen das Holzgeländer und riß fingerlange Splitter hervor.

Saccu befand sich wie im Rausch.

Er stand in Combat-Stellung, fächerte seinen Revolver und jagte an Blei aus dem Lauf, was er in der Trommel hatte. Seine Augen schienen blau zu leuchten, er kam sich vor wie im Krieg, roch den Pulverdampf und ergötzte sich am Krachen der Schüsse.

Bis die Waffe leer war.

Als er das »Klick« hörte, schien er aus einem tiefen Traum zu erwachen und ließ den Arm langsam sinken. Mit dem linken Handrücken wischte er über seine Stirn, er erwartete, einen Toten vor sich zu sehen, ein von Kugeln zerstörtes mutiertes Wesen, das mal ein Mensch gewesen war, doch er täuschte sich wie noch nie in seinem Leben.

Van Dyck war nicht zu vernichten! Er lebte weiter.

Zwar hatten ihn die harten Einschläge der Kugeln von den Beinen gerissen, und er lag auch am Fuß der Treppe, doch er wälzte sich langsam herum und versuchte, auf die Füße zu kommen.

Ein Ruck ging durch seine Gestalt — dann stand er.

Saccu verzog den Mund. Zischend stieß er den Atem aus, in seinen Augen schimmerte plötzlich die Angst, dann senkte er den Kopf, starrte auf seine Waffe und schüttelte sich, als könnte er nicht fassen,

daß er überhaupt geschossen hatte.

Van Dyck ließ sich nicht beirren.

Saccu hatte seinen Spaß gehabt, jetzt wollte ihn sich das Monster gönnen.

Und es war schnell. Van Dyck erkannte den Sprung des Mannes bereits im Ansatz. Er wußte, daß der andere zur Tür wollte, aber da hatte er sich geschnitten.

Abermals durchdrang das schaurige Heulen einer Hyäne das Haus, und van Dyck tauchte dicht vor Saccu auf.

Sein rechter Arm oder vielmehr die grüne Schlange streckte ihren Körper und schoß förmlich aus dem Ärmelloch.

Sie traf.

An Saccus Hals biß sie sich fest, hackte ihre kleinen, aber scharfen Zähne in das Fleisch, und Saccu stieß ein Röcheln aus. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, drückte seinen Rücken durch, während sein Gesicht eine Grimasse der Angst war.

Danach traf ihn der Prankenschlag quer durch das Gesicht.

Als die Löwentatze nach unten sackte, sank auch Saccu in die Knie. Er schrie fürchterlich, von seiner Haut auf dem Gesicht war kaum noch etwas zu erkennen, und er hatte noch nicht den Boden berührt, als der nächste Hieb seinen Nacken traf.

Er tötete den Mann.

Als Leiche kippte er nach vorn und blieb auf dem Gesicht liegen. Der ehemalige Milliardär van Dyck hatte seinen ersten »Sieg« errungen.

Den gesamten schrecklichen Vorgang hatte auch Kay Windsor mit ansehen müssen.

Sie hatte zugeschaut, aber sie erfaßte es nicht. Sie stand wie ein Denkmal, die Augenbrauen leicht zusammengezogen, als würde sie hinter ihrer Stirn schwere Gedanken wälzen, und sie schaute auch nicht auf, als sich ihr das Monstrum näherte.

Es kam schleichend.

In dem Schakalschädel produzierte er nach wie vor menschliche Gedanken und Schlußfolgerungen. Für ihn war Kay Windsor eine Zeugin. Sie hatte die Bluttat mit ansehen müssen, und die fernen Geisterstimmen hatte ihm gesagt, daß er jeden Zeugen töten müsse.

Also mußte auch sie sterben!

Da gab es allerdings ein Hindernis. Van Dyck erinnerte sich daran, daß er diese Frau unbedingt hatte in seinen Besitz bringen wollen. Jetzt stand sie vor ihm.

Wehrlos…

Er würde sie bekommen.

Noch zwei Schritte, dann hatte er sie erreicht. Der widerliche Schakalschädel ruckte vor, aus dem offenen Maul strich eine Zunge und klatschte gegen den Hals des Mädchens.

Wie unter einem Peitschenschlag zuckte Kay zusammen. Der starre Ausdruck auf ihrem Gesicht wich einem plötzlichen Begreifen, sie wußte, in welcher Gefahr sie schwebte.

Fast streichelte sie die gefährliche Löwenpranke, als sie gegen die Schulter des Mädchens tippte und auf ihrer Uniformjacke noch kleine Blutflecken hinterließ.

Bei dieser Berührung drehte Kay durch.

Bevor der andere sich versah, warf sie sich auf dem Absatz herum und floh in Richtung Tür.

Sie hatte das Monstrum überrascht.

Van Dyck reagierte erst, als Kay Windsor die schwere Eingangstür bereits aufriß, über die Schwelle sprang und förmlich die Stufen der Treppe nach unten stürzte.

Dann aber hielt van Dyck nichts mehr. Er mußte das Mädchen kriegen, und für Kay begann der Wettlauf mit dem Tod…

***

Was mir nur selten passierte, geschah in diesen Augenblicken. Ich würgte den Motor des Bentleys ab.

Er blubberte noch ein wenig nach, dann war es still.

Und vor uns hockte der Löwe.

Ein Löwenmann, ein prächtiges Tier, mit einer gewaltigen Mähne, gelbbraun das Fell, unter dem starke Muskeln spielten, die auf uns schon erschreckend wirkten.

Aber wieso kam der Löwe frei? Im Herbst und im Winter befanden sich die Tiere in ihren Käfigen, da mußte etwas passiert sein.

Ob es mit van Dyck zusammenhing?

Suko hatte sich als erster gefaßt. Er meinte: »Hoffentlich hat der Knabe schon gespeist.«

»Einen Nachtisch kann er sicherlich noch verkraften.«

»Aber nicht uns. Hast du keine Schwiegermutter, John?«

»Leider nein.«

Der Löwe gähnte. Er riß dabei sein Maul weit auf und schüttelte noch die Mähne.

Suko und ich schauten uns an. »Hast du in den Rachen gesehen?« fragte ich meinen Partner, wobei meine Stimme ein wenig belegt klang.

»Leider.«

»Da passen zwei von uns rein.«

»Nun übertreibe mal nicht. Du bist zu dick.« Suko kniff die Augen ein wenig zusammen. »Also, ich würde vorschlagen, daß wir vorsichtig los und an ihm vorbeifahren. Aber nur langsam…«

»Mal sehen.« Meine Hand hatte bereits den Zündschlüssel berührt, als Suko sein »Halt!« rief.

Ich zögerte, schielte ihn an und sah, daß er sich halb auf dem linken Sitz gedreht hatte. »Was ist denn?«

»Schau mal zurück!«

Das tat ich auch. Hinter uns stand ein zweites Tier. Diesmal eine Löwin.

Sie hatte sich aufgerichtet und die beiden vorderen Pfoten auf die Kofferraumhaube des Bentleys gelegt. Durch die Heckscheibe schaute sie interessiert in den Wagen und leckte sich mit ihrer langen Zunge die Lippen.

Sekundenlang blieben wir unbeweglich sitzen. Wir wagten kaum zu atmen und hörten beide das dumpfe Fauchen, das die Löwin hinter uns ausstieß.

Eine Gänsehaut rann über unsere Rücken. So schön das Tier auch war, auf der Couch wollte ich es nicht haben und auch nicht auf dem Kofferraum meines Wagens.

Der Löwin schien es dort zu gefallen, denn sie traf überhaupt keine Anstalten, ihren Platz zu verlassen, ebenso wie der Löwe vor uns, der weiterhin auf dem Weg hockte und sich nicht rührte.

Wir befanden uns in einer Zange.

»Ich fahre trotzdem«, sagte ich und wollte wieder starten, als sich der Löwe vor uns aufrichtete. Beinahe träge vollzog er diese Bewegung, stellte sich auf seine Beine, gähnte noch einmal und spannte seine gewaltigen Muskeln, bevor er sich gemächlich in Bewegung setzte und direkt auf unseren Wagen zuschritt.

Jeden Schritt konnten wir verfolgen. Er bewegte sich zwar träge, aber dennoch geschmeidig, und es vergingen nur Sekunden, bevor er den Kühlergrill des Bentleys erreichte.

Überfahren konnte ich ihn nicht. Ich hatte den Zeitpunkt einer günstigen Abfahrt verpaßt.

Der Kühlergrill schien ihn sehr zu interessieren, denn er schnupperte an ihm herum, kratzte mal ganz leicht und richtete sich dann auf. Zuerst schaute er mit dem Kopf darüber hinweg, bevor er sich abstieß und im nächsten Moment auf die Kühlerschnauze sprang.

Das hatte uns gerade noch gefehlt. Jetzt saß vorn ein Löwe und hinten seine Frau.

Der Wagen sackte tiefer, denn die beiden Tiere hatten zusammen ein ganz schönes Gewicht.

Uns trat der Schweiß aus den Poren. Selten waren wir so hilflos gewesen wie in dieser Situation.

Was sollten wir tun?

Die Löwen wegscheuchen, konnten wir nicht. Die würden uns etwas husten und erst einmal sitzenbleiben. Vielleicht ärgerten wir sie auch zu sehr, und einem Doppelangriff würde unser Wagen wohl kaum gewachsen sein.

»Starte trotzdem«, sagte Suko. »Wir können doch nicht ewig hier sitzenbleiben.«
»Das schon. Ich wundere mich nur, daß noch keine Wärter gekommen sind.«
»Wieso?«
»Mensch, Suko«, erklärte ich eindringlich, nahm die Hände vom Steuer und ballte sie zu Fäusten. »Die Tiere sind ausgebrochen, haben ihre Käfige verlassen, das muß doch aufgefallen sein, zum Henker.«
»Schon. Nur denke ich da an eine andere Sache. Vielleicht können die Wärter nicht mehr kommen…«
Ich wurde blaß. »Verdammt, du hast recht. Wenn die Löwen sie zerrissen haben…«
Suko hatte einen Geistesblitz. Er zeigte auf das Autotelefon. »Vielleicht sollten wir es damit mal versuchen und der nächsten Polizeidienststelle Bescheid geben.«
»Das ist ausgezeichnet.« Ich machte meinen Arm lang, griff nach dem Hörer, wollte telefonieren und stellte plötzlich eine Veränderung fest.
Der Löwe sprang von der Motorhaube auf den Weg, auch die Löwin löste sich hinten vom Wagen.
Gleichzeitig hörten wir auch den Grund.
Schreie!
Die Schreie einer Frau, denn im nächsten Moment erschien die rennende Person aus dem Wald, erreichte vor unserem Wagen den Weg und jagte übet die schmale Straße weiter…
»Hinterher!« schrie Suko.
Diesmal startete ich den Bentley!

***

Als lebendiges Wesen saß der Stewardeß Kay Windsor das Monstrum im Nacken. Die Panik kam noch hinzu. Sie drückte Kay förmlich voran, war wie eine Triebfeder und gab ihr die Kraft.
Die Wirkung der Droge war verschwunden. Kay sah die Umwelt wieder mit einem realen Blick, und sie hatte festgestellt, daß sie sich in Lebensgefahr befand.
Sie floh vor dem Untier!
Von der drittletzten Stufe katapultierte sie sich ab, kam zuerst gut auf, trat aber dann auf die nassen Blätter, und ihr erster Schritt wurde zwangsläufig zu einem langen Spagat, der Kay in höchste Gefahr brachte.
Nun kam ihr zugute, daß sie mal getanzt hatte. So renkte sie sich nichts aus, drehte sich ab, hörte wie der Rockstoff riß, fiel zwar hin, aber war sofort wieder auf den Beinen und warf noch einen kurzen Blick die Stufen hoch.
Er stand schon auf der Treppe!

Den rechten Arm hielt er ausgestreckt. Die grüne Schlange ringelte wie ein Wurm, die Zunge huschte aus dem Maul, und ein schauriges Heulen drang Kay entgegen. Es wirkte wie ein Startschuß.

An den Wagen kam sie nicht heran. Der war abgeschlossen. Es blieb ihr nur die Flucht in den Wald.

Und sie rannte.

Kay wußte selbst nicht, woher sie plötzlich die Kraft nahm. Ihre Füße stampften auf den weichen, mit Blättern übersäten Waldboden, Zweige und Äste schlugen nach ihr wie gierige Hände, und die Todesangst steigerte ihre Kräfte nur noch.

Bis sie gegen den Zaun prallte..

Sie hatte ihn überhaupt nicht gesehen und wuchtete voll hinein in den grünen Maschendraht.

Aus ihrem Mund drang ein Schrei. Sie federte zurück, hatte zuvor jedoch einen harten Schlag gegen das Gesicht bekommen, und ihre Nase begann zu bluten.

Kaum schaffte sie es, sich auf den Beinen zu halten. Sie schluchzte auf, warf sich herum und hörte den Verfolger.

Wieder heulte er.

Eine schaurige unheimliche Todesmelodie, die ihr entgegenschwang, und sie schüttelte sich.

Fieberhaft suchte sie nach einem Ausweg. Zwei Sekunden gab sie sich selbst, schaute rechts und links des Zaunes entlang, doch da gab es keine Lücke.

Also rüber!

Zuletzt war sie als Kind über einen Zaun geklettert. Da es keine andere Möglichkeit gab, mußte sie es hier ebenfalls ausprobieren. Ihr Vorteil war, daß der Rock einen Riß zeigte, er spannte nicht mehr, und sie konnte sich besser bewegen.

Mit den Händen klammerte sie sich in dem Maschendraht fest, griff dann höher und kam sich vor wie ein kleines affenartiges Geschöpf, das ein großes Hindernis zu überwinden hatte.

Mit den Füßen versuchte sie sich ebenfalls abzustützen, rutschte ein paarmal und mußte all ihre Kraft auf die Finger konzentrieren, um sich hochzuziehen.

Stück für Stück hangelte sie sich am Zaun hoch und schrie vor Freude auf, als sie das Ende erreichte. Und zwar mit der rechten Hand zuerst.

Die Finger griffen über, und der grüne Maschendrahtzaun begann zu schwingen.

Das Heulen war nah.

Kay Windsor schaute sich nicht um. Sie wollte nicht wissen, wie weit das Untier nur noch entfernt war, sie riß ein Bein hoch, schlug es über den Zaun und ließ sich nach vorn fallen.

Der Aufprall schüttelte sie durch. Sie schrie, glaubte verloren zu sein,

doch sie hatte Glück im Unglück gehabt.
Kay war nicht direkt auf den Boden gefallen, sondern in hoch wachsendes Unterholz, in das der Wind zudem noch Laub hineingeweht hatte, so daß ihr Aufschlag gedämpft wurde.
Kay Windsor hatte soviel Schwung, daß sie noch überschlug, ihre Hände in den Boden krallte, dann jedoch sofort auf die Füße sprang und zurückschaute.
Das Monstrum war am Zaun.
Und nicht nur das. Es kletterte bereits darüber hinweg, denn so leicht gab diese schreckliche Mutation nicht auf.
Sie mußte weg.
Jede Sekunde, die sie zögerte, konnte ihr das Leben kosten.
Und wieder rannte sie in den Wald. Nur befand sich Kay diesmal innerhalb des Geländes, in dem sommertags die Tiere frei herumliefen.
Diese Gefahr kam noch hinzu.
Das wußte sie nicht, daran dachte sie nicht…
Hinter ihr holte das Monstrum auf. Grün schillerten die Totenköpfe an der Kette.
Sie lag auch nicht mehr auf den Schultern des Mannes, sondern hatte leicht abgehoben und lag wie ein Rettungsring um seinem Hals.
Kays Beine bewegten sich automatisch. Sie merkte kaum noch, daß sie lief, und sie stellte auch nicht fest, wohin sie rannte. Erst als der Wald lichter wurde, schaute sie wieder auf.
Ein kleiner Abhang. Sie fiel und rutschte ihn hinunter, wirbelte Blätter hoch, die sie wie Schmetterlinge umwehten. Hinter dem Abhang lag eine Straße.
Drei Dinge nahm sie trotz ihrer Angst noch wahr.
Einen Wagen und zwei gewaltige Tiere.
Löwen!
Sie schrie ihre Panik hinaus, warf sich herum und rannte auf der Straße weiter…

***

Wir hatten keine Ahnung, woher die Frau so plötzlich gekommen war, wir wunderten uns auch nicht über ihre Stewardessen-Uniform, uns war nur klar, daß wir sie retten mußten, denn sonst wurde sie ein Opfer der Löwen.
Die Frau steckte voller Panik. Sie hatte überhaupt nicht geschaut, vielleicht wußte sie nicht einmal, daß sich zwei Helfer in der Nähe befanden. Sie rannte ungehindert weiter, obwohl sie fast am Ende ihrer Kräfte war.
»Fahr los!« schrie Suko.
Der Bentley rollte an.

Auch die Löwen hatte es nicht auf ihren Plätzen gehalten. Die Frau konnte ihnen nicht entkommen, und wie in ihrer Heimat Afrika jagten sie das Wild und trieben es in die Enge.

Wir kamen zu spät.

Der Bentley hatte erst die Hälfte der Distanz zwischen uns und ihr zurückgelegt, als die Löwen ihr Opfer bereits erreicht hatten. Das Männchen sprang, es wuchtete seinen Körper vom Boden ab, und plötzlich war die Frau nicht mehr zu sehen. Dafür hörten wir ihren kreischenden Angstschrei, und im nächsten Augenblick sahen wir nichts mehr von ihr, weil sie unter dem Körper des Löwen begraben lag.

Suko stieß einen Fluch aus. Auch mein Magen krampfte sich zusammen.

Die Frau hatte keine Chance, die Löwen würden kurzen Prozeß mit ihr machen, und wir waren zu spät gekommen.

Wir hatten ihr nicht helfen können.

In den Sekundenbruchteilen, die uns bis zum öffnen der Türen blieben, dachte ich daran, was ich alles schon über Löwen wußte. In manchen Fernsehberichten hatte ich gesehen, wie diese herrlich anzusehenden Tiere ihre Opfer zerrissen, aber noch nie war gezeigt worden, wie der Löwe einen Menschen tötete.

Ein Gewehr hatten wir nicht, aber unsere Pistolen. Doch würden diese Kugeln gegen die beiden Könige der Wüste überhaupt nichts ausrichten können?

Wir legten auf die Tiere an. Ich hätte sie lieber geschont, aber es gab keine andere Chance.

Da sah ich das Unglaubliche.

Der Löwe tötete die Frau nicht. Wie die Katze ihr Junges, so hielt er die Frau in seinem Maul und drehte sich um. Sein Opfer rührte sich nicht, wahrscheinlich war es bewußtlos geworden.

Suko und ich standen neben den offenen Türen, während die Löwin sich neben ihrem Gatten aufhielt. Wir zögerten beide, die Stecher unserer Waffen durchzuziehen, denn wenn wir jetzt schossen, konnte der Löwe in einer wilden, unkontrollierten Reaktion zubeißen, und alles war verloren.

Beide Parteien rührten sich nicht, bis wir hinter uns ein seltsames Rascheln vernahmen. Es hörte sich an, als würde jemand durch Laub schleichen.

»John, da kommt einer«, hauchte der Chinese.

Ich traute mich nicht zu bewegen. Als ich jedoch sah, daß Suko seinen Kopf bewegte, machte ich es ihm nach.

Meinen Augen wollte ich nicht trauen, denn die Gestalt, die sich da näherte, war eine Ausgeburt der Hölle.

Eine Mischung aus Mensch und Tieren!

Wir sahen einen Hyänenschädel, dann eine Schlange als rechten und eine Löwenpranke als linken Arm.
Seine Beine waren normal.
Er trug zudem noch einen weißen Anzug, was die ganze Sache noch irrer und verrückter machte.
Wir waren viel gewohnt, ich hatte auch in anderen Dimensionen schon schreckliche Gestalten gesehen, aber dieser Anblick verschlug uns den Atem.
Als ich mich mit dem Aussehen der Gestalt so einigermaßen abgefunden hatte, konnte ich mich auf das konzentrieren, was um seinen Hals hing und grünlich leuchtete.
Die Kette aus Schädeln!
Ich wollte es kaum glauben, sah in den sonst leeren Augenhöhlen der Schädel das grünliche Funkeln der Diamanten und wußte plötzlich Bescheid.
Vor uns mußte der Milliardär Peter van Dyck stehen — der große Held.
Der Mann, der die Luftpiraten überwältigt hatte. Doch wie hatte er sich verändert! Die Magie, die er zu beherrschen geglaubt hatte, war für ihn zum Fluch geworden.
Ich schluckte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Auch die Worte des Eisernen Engels fielen mir wieder ein. Er hatte von den Schädeln gesprochen, den Überresten der Zauberpriester, die den Großen Alten gedient hatten, und jetzt sah ich sie mit eigenen Augen vor mir.
Dem Milliardär war es gelungen, sich aus den Totenschädeln eine Kette herzustellen.
Meine Hände wurden feucht, weil sich auf den Innenflächen der Schweiß sammelte. Dieses Wesen war unser Feind, ein Todfeind sogar, und wir hätten sicherlich nicht gezögert, ihn anzugreifen, wenn da das Mädchen nicht gewesen wäre, das sich zwischen den Zähnen des Löwen befand.
Noch befand sich der mutierte Mensch so weit von uns entfernt, daß Suko und ich uns verständigen konnten. Der Mann hörte nichts, wenn wir uns unterhielten, deshalb flüsterte ich meinem Partner zu: »Wenn alles nichts hilft, nimm deinen Stab!«
»Klar«, gab Suko ebenso leise zurück.
Das Wesen kam näher. Ob es sprechen konnte, wußten wir nicht, bisher jedenfalls hatte es noch keinen Laut von sich gegeben. Die Schnauze des Schakals stand offen. Geifer tropfte daraus hervor, und als er unseren Wagen erreicht hatte, da ging er plötzlich schneller.
Er kam dicht an mich heran.
Ich sah die Schlange, wie sie aus dem Ärmel schnellte und ihr Maul geöffnet hatte. Eine gespaltene Zunge huschte daraus hervor, ich schwenkte meinen rechten Arm, zielte auf die Gestalt, als sie

stehenblieb und mich anstarrte.
Erst bei meinem letzten Fall hatte ich in Raubtieraugen geschaut. Da waren es jedoch die Augen eines Werwolfs gewesen.[4]
Hier schaute ich in das Gesicht einer Hyäne.
Und wir hörten seine Stimme.
Das Sprechen fiel ihm sehr schwer; die Laute, die aus dem Maul drangen, waren eine Mischung aus Redeversuchen und einem gespenstischen Heulen.
Uns rann eine Gänsehaut über den Rücken, als wir dies vernahmen, und wir mußten uns sehr konzentrieren, um überhaupt etwas verstehen zu können.
Ich versuchte, das Konglomerat aus Urlauten und Wortfetzen ein wenig in die Reihe zu bekommen. Er warnte uns. Eiskalt erklärte er, daß er uns töten wollte, wenn wir die Frau an uns nähmen.
»Und was willst du?« fragte ich ihn.
»Sie gehört mir!«
Ich gestattete mir ein Zucken der Mundwinkel. »Willst du die Frau töten?«
Mit einer Antwort hatte ich nicht gerechnet, und ich bekam auch keine.
Er ging an uns vorbei.
Es war gespenstisch, wie wir dastanden und einfach nichts tun konnten, weil er und die Löwen die Trümpfe fest in ihren Händen hielten. Ich mußte immer wieder auf die Schädelkette starren. Sie faszinierte mich, dieser Milliardär hatte da wirklich etwas geschaffen, was vielleicht einmalig war, und wenn ich mir vorstellte, wie alt die Schädel waren, dann konnte es mir schon kalt den Rücken hinablaufen.
Sie war magisch aufgeladen.
Das spürte ich, als das Wesen an mir vorbeischritt. Das Blut stieg mir in den Kopf, und die Härchen auf meinen Armen richteten sich auf.
Ich mußte die Schädelkette bekommen und sie zerstören.
Letzteres war noch wichtiger, denn nicht umsonst hatte mich der Eiserne Engel davor so intensiv gewarnt.
Wir blieben hinter ihm.
Er wandte uns sorglos den Rücken zu. Er wußte, daß wir nichts unternehmen würden, denn in seinen Händen befand sich das Mädchen.
Ein Wink von ihm genügte, und der Löwe würde die Frau vor unseren Augen zerreißen.
Das mußten wir verhindern!
Sukos rechte Hand bewegte sich auf den Jackettausschnitt zu. Ich wußte, was mein Partner vorhatte. Die Waffe hatte er in die Linke gewechselt, sie war im Moment nicht wichtig. Der Stab des Buddha

zählte jetzt mehr.

Uns war klar, daß van Dyck Katze und Maus spielen wollte. Er dachte bestimmt nicht daran, uns laufenzulassen, wenn alles vorbei war. Nein, er würde nur Tote auf seinem Weg hinterlassen, diese Wesen kannten keine menschlichen Gefühle.

Es machte ihm nichts aus, auf die Löwen zuzugehen. Im Gegenteil, diese Tiere gehorchten ihm. Die Löwin wich sogar vor ihm zurück. Sie schuf Platz für den Mann, der Sie beherrschte, aber sie ließ uns nicht aus den Augen.

»Ich warte, bis er die Frau an sich genommen hat«, wisperte Suko mir zu.

»Okay…«

Jetzt hatte das mutierte Wesen den Löwen erreicht. Dicht vor ihm blieb er stehen und streckte die Arme aus. Schon berührten seine Hände die Frau, und das Tier öffnete sein Maul so weit, das die Frau herausfallen konnte.

Van Dyck nahm sie an sich.

Wie ein Kind trug er sie auf beiden Armen. Er hatte seinen Schädel gesenkt und schaute auf ihren Körper. Hohe, für uns unheimlich klingende Laute drangen aus seinem Maul.

Für uns hatte er keinen Blick mehr, denn er drehte sich nach rechts und ging davon.

Suko hatte den Stab gezogen.

Im gleichen Augenblick bekamen die beiden Löwen von dem Monstrum den Befehl zum Angriff.

Und wieder einmal erlebten wir, wie schnell diese Raubkatzen der Steppe sein konnten.

Sie stießen sich vom Boden ab, beide Körper zielten auf uns. Mich hatte die Löwin als Opfer ausgesucht. Suko sollte eine Beute des männlichen Tieres werden.

Da schrie ich das Wort.

»Topar!«

***

Auf einmal stand die Zeit still.

Nicht nur die Zeit, auch die Bewegungen der Personen oder Wesen, die den Ruf mitbekommen hatten, stockten.

Niemand rührte sich mehr.

Weder die Löwen, das mutierte Monstrum, noch sein Opfer oder ich.

Fünf Sekunden hatte Suko.

Diese Zeit mußte ihm reichen, um seinen Partner und sich vor den Löwen in Sicherheit zu bringen.

Suko hatte Muße genug gehabt, sich sein Vorgehen genau zu überlegen. Er hätte auch das Mädchen befreien können, aber in diesen

kurzen Augenblicken war es wichtiger, die verbleibenden Sekunden anders zu nutzen.

Er war der einzige, der noch handeln konnte. Wie schon so oft eine fast selbstzerstörerische Aufgabe, aber Suko hatte noch nie gekniffen, auch nicht in diesen Augenblicken.

Zuerst huschte der Inspektor auf mich zu. Das geschah wie ein Blitz. Er packte mich und wuchtete mich in den Bentley. Dann rammte er die Fahrertür zu und mußte noch einmal um den Wagen herum, um ebenfalls einzusteigen.

Die Zeit lief.

Fünf Sekunden konnten furchtbar schnell vorübergehen. Und keinen Herzschlag länger blieb die Zeit stehen.

Da war die Zeit vorbei.

Suko befand sich noch nicht im Wagen. Zwar hatte er die Tür erfaßt, aber der Löwe, zuvor mitten im Sprung unterbrochen, führte ihn jetzt fort.

Er wuchs gewaltig vor dem Chinesen auf. Riesengroß kam Suko das Tier vor, und der Inspektor fiel förmlich zusammen, bevor er sich nach rechts in den Wagen warf.

Der Löwe verfehlte ihn.

Er erreichte den Bentley in dem Augenblick, als Suko die Tür zuhämmerte.

Der Löwe war nicht mehr zu bremsen. Den Menschen verfehlte er, den Wagen streifte er.

Der Außenspiegel brach ab, der Löwe prallte zu Boden, und sein gewaltiger Körper verschwand.

Auch ich kam wieder zu mir. Momentan herrschte ein Durcheinander auf den beiden Vordersitzen. Es gelang mir nur mühsam, mich aufzurichten.

Suko und ich gerieten uns gegenseitig ins Gehege, und ich sah auch die Löwin, die mich aufs Korn genommen hatte.

Sie lief aufgeregt um den Wagen herum, hatte das Maul weit aufgerissen und fauchte fürchterlich. Wenn man in ihren Rachen schaute, konnte man Angst bekommen.

»Das Mädchen, John!«

Trotz der Gefahr, in der wir uns selbst befanden, dachte ich daran. Der ehemalige Milliardär van Dyck hatte es mitgenommen. Was er mit der Frau vorhatte, wußte ich nicht. Vielleicht wollte er sie töten, unter Umständen auch nur für sich behalten, es war jedenfalls schwer, darauf eine Antwort zu finden.

Wie sie auch ausfiel, uns war klar, daß wir die Stewardeß retten mußten.

Natürlich hatte die Magie des Stabes auch bei dem Monstrum gewirkt.

Es war für die Zeitspanne von fünf Sekunden stehengeblieben, jetzt allerdings rannte es tiefer in den Wald hinein, und wir hatten das Nachsehen, denn die Löwen umkreisten uns und hieben auch mit ihren Pranken gegen die Karosserie.

Noch hämmerten sie nicht gegen die Scheiben. Ich traute mich nicht, eine nach unten fahren zu lassen, denn die Prankenhiebe hätten uns leicht das Gesicht zerfetzen können.

Ich schätzte die Entfernung genau ab, und ich sah auch die Bäume, die einen locker stehenden Mischwald bildeten.

Verdammt, da mußte ich auch mit dem Bentley hindurchkommen. Diese Zwischenräume reichten aus, so gut kannte ich meinen Wagen schließlich.

Als ich startete und das Lenkrad nach links drehte, da wußte auch mein Freund, was ich vorhatte.

»Ich drücke dir den Daumen, John.«

»Ruf du an!« Ich hatte nicht vergessen, was wir vor dem Löwenangriff noch hatten unternehmen wollen, und der Inspektor griff zum Telefon.

Auf seine Worte hörte ich nicht, brachte den Wagen von der Straße und fuhr mit ihm durch den Wald.

Mit einem Fahrrad ist es schon nicht einfach, auf den normalen Wegen durch den Wald zu fahren. Da gibt es zu viele unübersichtliche Stellen.

Im Herbst lagen zudem noch die Blätter auf dem Boden, so daß ich kaum sehen konnte, wohin der Weg führte und welche Fallen er für den Wagen barg.

Suko sprach neben mir in den Hörer. Ich achtete nicht auf seine Worte, dafür sah ich hin und wieder die beiden Löwenkörper, und hörte auch, wenn sie sich gegen den Wagen wuchteten.

Sie hatten nicht aufgegeben. Wahrscheinlich sahen sie uns als die großen Opfer an. Vielleicht hatte sie das Untier sogar so beeinflußt, daß sie nur uns zerreißen sollten.

Jedesmal, wenn wieder ein Prankenhieb gegen das Auto hämmerte, zuckte ich zusammen. Zum Glück hat der Bentley dickeres Blech als die meisten Wagen, aber Kratzer und Beulen würden trotzdem zurückbleiben.

Allmählich begann ich, die Löwen zu hassen.

Sie wollten meinen Wagen und unser Leben zerstören. Ich konnte ihnen ja nicht ausweichen, erstens waren sie immer schneller als ich und zweitens mußte ich mich auf den Weg konzentrieren, wobei man von einem Weg kaum sprechen konnte, denn wir fuhren mitten durch das Gelände.

Rauf und runter ging es.

Die Reifen drehten manchmal durch, wenn sich der schwere Bentley

einen Hang hochschob und das Profil auf den nassen Blättern keinen richtigen Halt fand.

Ich hatte das Lenkrad hart umklammert. Wenn der Wagen über die Bodenwellen hüpfte, dann mußte ich mich anstrengen, damit mir die Stöße das Steuer nicht aus der Hand schleuderten.

Haarscharf nur entkam ich den dicken Baumstämmen. Dafür kratzten die Zweige und Äste über das Dach, und auch die Schläge trugen nicht dazu bei, meine Stimmung zu verbessern.

»Die Kollegen sind alarmiert«, meldete Suko.

»Und?«

»Sie wußten schon Bescheid.«

»Wieso das?«

»Wärter hatten sie alarmiert.«

»Und wie sind die Löwen freigekommen?«

Suko hob die Schultern. »Dafür gibt es bisher noch keine Erklärung. Es scheinen aber die einzigen Tiere zu sein.«

»Gut.« Ich kurbelte nach links und wich abermals einem Baumstamm aus. »Dann müßten wir die Kollegen eigentlich sehen.«

»Wahrscheinlich.«

Nach Sukos Antwort bekam der Wagen einen mörderischen Schlag. Wir wurden durchgeschüttelt, und ich hatte Angst, daß nun alles vorbei war.

Wir standen.

Und wir konnten nicht mehr fahren, denn den Tieren war es gelungen, an beiden Seiten einen Reifen zu zerstören.

»Auch das noch!« stöhnte Suko.

Ich hörte nicht auf ihn, denn neben mir an der Fahrerseite hatte sich ein Tier aufgerichtet. Es war der männliche Löwe mit seiner gewaltigen Mähne.

Hatte der einen Körper!

Seine Pranken lagen auf dem Dach, der Kopf füllte den gesamten Blickwinkel der Scheibe aus, und ich schaute in seinen weit aufgerissenen Rachen.

Das nächste Geräusch entstand an Sukos Seite. Ich kannte es, denn dieses dumpfe Platzen bewies mir, daß das zweite Tier eine Scheibe zerstört hatte.

Was wir bisher unter allen Umständen hatten verhindern wollen, war nun eingetreten.

Ich warf einen schnellen Blick nach links.

Glaskrümel waren auf Suko und in den Wagen hineingeregnet. Noch hingen Reste der Scheibe im Rahmen, aber schon fegte eine Tatze dagegen, und Suko befand sich plötzlich in großer Gefahr, als die Pranke durchkam.

Da hörten wir die Schüsse.

Es waren seltsame Geräusche, nicht so laut und hallend wie bei normalen Pistolen, sondern mehr dumpf klingend.

Die Pranke kam nicht mehr durch.

Das Tier auf Sukos Seite zuckte plötzlich und stieß ein wildes Fauchen aus. Es wollte sich noch vorwuchten, doch die Kraft schwand blitzschnell aus dem Körper.

Die Löwin fiel nach hinten.

Ich war von den Ereignissen so gefesselt, daß ich auf meiner Seite nicht bemerkte, wie die Gefahr ebenfalls von mir genommen wurde. Auch dort war der Löwe getroffen worden.

Sekundenlang blieben wir sitzen.

»Hast du den Schutzengel bestellt?« fragte Suko.

»Nein.«

Ich stieß die Tür auf. Der Wagenschlag ließ sich nicht ganz öffnen, denn das Tier lag im Weg. Ich mußte meinen Körper drehen, um den Bentley verlassen zu können.

Suko erging es auf seiner Seite nicht anders.

Dann standen wir draußen.

Und wir erblickten die Männer in Uniformen. Unsere Helfer und Retter hatten eine breite Kette gebildet. Sie liefen auf uns zu, und ich sah auch die Waffen, die sie trugen.

Es waren gewehrartige Gegenstände. Sie sahen ein wenig plump aus, so daß bei mir der Verdacht entstand, es hier mit Betäubungsgewehren zu tun zu haben.

Einer der Männer trug keine Waffe. Er sah mir nach dem Einsatzleiter aus, und schon fauchte er uns an, als er nahe genug bei uns war. »Sind Sie eigentlich wahnsinnig, hier in der Gegend herumzufahren. Mann, das ist lebensgefährlich.«

»Haben wir bereits gemerkt«, stellte ich trocken fest und ließ den Mann auf meinen Ausweis blicken.

Der Einsatzleiter bekam einen roten Kopf. »Sorry, aber ich wußte nicht, daß Sie…«

»Lassen wir das. Noch ist die Gefahr nicht gebannt.«

»Moment, die Löwen sind…«

»Davon rede ich nicht, sondern von einer anderen. Haben Sie zufällig ein Wesen gesehen, das…« Ich sprach nicht mehr weiter. Es war zwecklos, es diesem Mann zu erklären. Er hätte mich sicherlich für verrückt gehalten.

»Was meinen Sie, Sir?« Der Mann schaute mich an, während sich die anderen den Tieren näherten und nachschauten, ob sie auch wirklich betäubt waren.

»Wie weit zieht sich der Wald noch hin?« fragte ich ihn und deutete nach vorn.

»Ungefähr 500 Yards.«

»Und dann?«
»Kommen Sie zu den Gehegen.«
»Freigehege?«
»Wie man's nimmt. Es gibt ein Löwenhaus. Die Tiere können sich aber auch innerhalb eines umzäunten Geheges bewegen.«
»Danke, das reicht.«
»Aber was wollen Sie da, Sir? Es sind nur zwei Löwen hier gewesen, und die beiden haben wir…«
»Haben Sie auch Hyänen oder Schlangen?«
»Ja, beides. Allerdings befinden sich die Schlangen in den großen Terrarien.«
»Das ist mir klar.« Ich schaute ihn an. »Tun Sie mir einen Gefallen und bleiben Sie um Himmels willen mit Ihren Leuten hier. Schaffen Sie die betäubten Löwen erst zurück, wenn Sie von uns freie Bahn bekommen. Verstanden?«
»Ja, Sir.«
Seinem Gesichtsausdruck entnahm ich, daß der Mann zumindest sehr verwundert war.
Bevor wir gingen, nahm ich noch eine Waffe mit. Es war der silberne Bumerang. Ich holte ihn aus dem Einsatzkoffer.
Dann zogen wir los.
Die Männer des Einsatzkommandos waren kaum aus unserer Sichtweite entschwunden, als wir vor uns das unheimliche Heulen vernahmen.
Gespenstisch schwang es durch den Wald und uns entgegen.
Nicht nur über meinen Rücken kroch eine Gänsehaut, Suko erging es ähnlich.
Und beide wußten wir, daß wir an der richtigen Stelle waren…

***

Die Flucht war ihm geglückt!
Die grauenvolle dämonische Kreatur war mit ihrer Beute durch den Wald gehetzt. Er hatte zwar Menschen gesehen, aber durch geschicktes Ausnutzen der natürlichen Deckungen war es ihm gelungen, den Blicken zu entwischen.
Schließlich erreichte er den Teil des Parks, wo sich das Winter-Gehege der Löwen befand.
Ein großes Areal, von einem starken Eisenzaun umgeben. Zudem befand sich jenseits des Zaunes noch ein breiter Wassergraben, den auch ein Löwe kaum überspringen konnte.
Trotzdem war es für das Monstrum einfach, in das Gehege hineinzukommen.
In den Zaun war ein großes Tor integriert worden. Und das stand offen.

Der ehemalige Milliardär und Diamantenhändler hatte es nicht geöffnet, sondern einer der Wärter. Er hatte auch die Löwen freigelassen, ohne es eigentlich zu wollen, denn durch die magische Kraft der Schädelkette, konnte das Monstrum auch den Willen und die Gedanken der anderen steuern.

Dieser Wärter hatte ihm geholfen und auch den Übergang, ein breites Brett, über den Wassergraben gelegt. So war der Weg für das Monstrum freigeworden.

Und das Wesen benutzte ihn.

Noch immer trug es sein Opfer auf den vorgestreckten Armen. In der Löwenpranke steckte die meiste Kraft, während sich der Körper der Schlange um die Bewußtlose gewickelt hatte.

Er schritt über das Brett. Die Totenschädel leuchteten in dem fahlen Grün, und der Schein aus den diamantenen Augen fiel auch über das schreckliche Gesicht der Hyäne.

Als er das Freigehege in der Mitte erreicht hatte, drang ein schauriges Heulen aus dem Hyänenmaul. Vor sich sah er die Felsbrocken. Vom Wind und Regen blankgewaschene, riesige Steine, die wie auf einer Insel verteilt lagen.

Auch ein paar gestutzte, starke Bäume standen auf der Insel.

Klettermöglichkeiten für die Löwen.

Ein wenig weiter befand sich der Zwinger. Ein Backsteinbau, in dem die Löwen sich bei kaltem Wetter aufhielten.

Van Dyck ging bis an den ersten Stein, kletterte hinauf und ließ die Frau von seinen mißgestalteten Armen rutschen. Schräg blieb sie auf dem Felsen liegen.

Der Veränderte wußte, daß er Feinde hatte. Starke Feinde sogar. Aber er vertraute auf die Macht der Schädelkette, sie würde ihm den nötigen Schutz gewähren.

Im nächsten Augenblick war es soweit.

Die Frau öffnete die Augen.

Ruckartig geschah dies, sie schielte nach oben, und ihr Blick erfaßte die schreckliche Gestalt über ihr. Sie sah in das Hyänenmaul, erkannte darunter die grünlich schillernden Schädel und begann gellend zu schreien.

Van Dyck aber lachte. Es war kein menschliches Gelächter, mehr ein Heulen, und es zeugte von einem großen Triumph, den er in diesen Augenblicken empfand.

Die Kette der Zauberpriester gab ihm Macht. Sie machte ihn sogar unbesiegbar…

***

Wir hatten hinter zwei Bäumen Deckung gefunden und dabei einen freien Blick auf das Löwengehege.

Das Tor oder der Zugang stand tatsächlich offen.
Wahrscheinlich war er auch geöffnet gewesen, als die Löwen die Insel inmitten des Geheges verließen. Wer sich dafür verantwortlich zeigte, wußte ich nicht, es spielte im Moment auch keine Rolle. Für uns war erst einmal wichtig, daß wir ungesehen an das Monstrum herankamen.
Zudem besaß es noch einen Trumpf in der Hinterhand.
Es war die Frau.
Beide sahen wir auf einem Felsen. Das Monstrum hockte dort, die Frau lag, und wir hörten wieder das Heulen aus seinem schrecklichen Hyänenmaul.
Andere Stimmen antworteten.
Auch ein gänsehauterzeugendes Heulen, das aus verschiedenen Richtungen klang.
»Er ruft seine Freunde«, erklärte Suko.
Ich hob die Schultern. »Laß ihn. Sag mir lieber, wie wir ungesehen an ihn herankommen.«
»Mach dich unsichtbar.«
»Das kann ich noch nicht. Und Mark Baxter befindet sich nicht in der Nähe.« Ich schaute noch einmal zur Insel hin. Nein, wir mußten durch das Tor und über das Brett.
Ob es an der Rückseite des Zwingers noch einen Übergang gab, war nicht festzustellen.
Tief holte ich Luft. Das sah alles sehr bescheiden aus. Es blieb uns nichts anderes übrig, als offen und frei unserem Gegner entgegenzutreten.
Bis ich die große Idee hatte und meinen Bumerang hervorholte. Auf Sukos Gesicht ging die Sonne auf, als er das sah. »Mensch, John, das kannst du dir patentieren lassen.«
»Ja, demnächst«, erwiderte ich gespannt und schob mich in eine günstige Wurfposition.
Es war uns nicht klar, ob der andere uns bereits entdeckt hatte. Wir hofften es nicht, denn wenn er uns zu früh sah, würde es für ihn leicht sein, die Frau zu töten.
Um auszuholen, mußte ich mich abwenden, denn für den Wurf brauchte ich all meine Kraft, da der Bumerang eine weite Strecke zu überwinden hatte.
Suko behielt unseren Gegner im Auge. »Noch beschäftigt er sich mit seiner Geisel.«
»Was macht er?«
»Verdammt, John, er reißt ihr die Sachen vom Leib.«
Jetzt hörte ich die Frau auch schreien, und für mich wurde es allerhöchste Zeit.
»Wirf!« schrie auch Suko.

Ausgeholt hatte ich bereits, wuchtete meinen Körper vor und damit auch aus der Deckung und schleuderte auch den rechten Arm nach vorn.

Meine Finger umklammerten dabei den Bumerang.

Im Laufe der Zeit hatte ich Routine bekommen. Ich konnte ausgezeichnet mit der Waffe umgehen und wußte genau, wann ich ihn loszulassen hatte.

Ich streckte noch einmal meinen Arm. Im nächsten Augenblick löste sich die silberne Banane aus meiner rechten Hand.

Sie wurde zu einem Kreisel, überdrehte sich, gewann an Geschwindigkeit und raste genau auf das von mir anvisierte Ziel zu.

Ich begriff noch immer nicht so recht, daß ich das Ziel nie verfehlte.

Wahrscheinlich hing es mit der Magie dieser Waffe zusammen. Sie war für mich, den Sohn des Lichts, gemacht worden. Aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume hatte ich sie in die Hand bekommen, und vielleicht wurde sie auch von meiner Gedankenkraft getragen, denn ich wünschte mir immer, daß sie das Ziel traf.

Über den trennenden Zaun flog sie weg, im schrägen Winkel wirbelte der Bumerang dann auf sein Ziel zu.

Unser Gegner sah die Gefahr. Er wollte ihr noch entkommen und sprang in die Höhe.

Das war sein Fehler.

Die Waffe kam wie ein Fallbeil, und sie traf seinen häßlichen Hyänenschädel. Genau konnten wir nicht erkennen, was sich vor uns auf der Löweninsel abspielte, wir sahen nur wirbelnde Teile, dann die hochgerissenen Arme, und plötzlich kippte der widerliche Hyänenschädel zur Seite.

Er fiel dem Boden entgegen, prallte auf die schräge Steinkante, hüpfte weiter und rollte noch ein Stück über den Boden in Richtung Graben, bevor er liegenblieb.

Der Torso stand noch.

Und die Frau schrie.

Sie hatte sich halb aufgerichtet, einen Arm ausgestreckt und die Hand gegen den Stein gestützt. Die andere hielt sie vor ihren Mund gepreßt.

Sie mußte schreckliche Angst ausstehen.

Während Suko bereits losrannte und auch seine Dämonenpeitsche zog, schaute ich dorthin, wo sich mein Bumerang befand. Seine Wucht war durch den Treffer gebremst worden, und er lag ein ziemliches Stück hinter dem kopflosen Monstrum am Boden.

Okay, den Hyänenschädel hatten wir vom Körper schlagen können, aber da war noch etwas anderes.

Die Kette!

Sie existierte nach wie vor. Und die einzelnen Schädel leuchteten in

einem giftigen Grün.

Vom Halsstumpf des Monstrums hatte sich die Kette gelöst. Sie schwebte jetzt über ihm und befand sich auch weiterhin in Bewegung.

An einem Fleck blieb sie nie.

Das konnte für Suko gefährlich werden, obwohl er seine Dämonenpeitsche bereits ausgefahren hatte.

»Vorsicht, Suko!« schrie ich.

Mein Partner befand sich bereits auf dem Steg. Auch er sah die Kette und schlug nach ihr.

Sie wich aus.

Das alles nahm ich wahr, während ich mit gewaltigen Sätzen meinem Freund und Kollegen folgte. Auf dem Übergang mußte ich mich vorsehen und die Laufgeschwindigkeit zurücknehmen, dann aber hatte ich es geschafft und sah meinen Partner bei der Frau.

Er sprach mit ihr, was ich nicht verstehen konnte, denn ich konzentrierte mich auf die Schädelkette und deren unheimliche Magie.

Sie spielte ihren Zauber aus und die Schädel veränderten sich auf schreckliche Art und Weise…

***

Der Torso lebte noch!

Aber er befand sich zum Glück so weit von der Frau entfernt, daß ihr weder die Schlange, noch die Pranke gefährlich werden konnten.

Deshalb nahm sich der Chinese die Zeit und redete hastig, aber dennoch beruhigend auf sie ein.

Sie starrte ihn aus schockweiten Augen an. Ihre Kleidung war zum Teil zerrissen, und die Haut schimmerte durch.

Der Torso wankte zurück.

Ein schreckliches Bild. Normale menschliche Beine und Füße, aber rechts ein Schlangenarm und links die Pranke eines Löwen, wobei ihm beides noch gefährlich werden konnte.

Geduckt kletterte Suko über die Steine. Er wollte von der Seite kommen und dann zuschlagen.

Da wirbelte der Torso herum.

Plötzlich setzte er die Löwenpranke ein, und sie schlug nach dem Inspektor.

Es wurde gefährlich für Suko, denn auch die Schlange ringelte sich weit hervor, hatte ihr kleines Maul geöffnet und zeigte nicht nur die Zunge, sondern auch gefährliche Giftzähne.

Suko wich ihr aus und schlug aus der Drehung mit der Dämonenpeitsche nach dem Reptil.

Er traf gut.

Die drei Riemen wickelten sich um die Schlange, und als Suko riß, da

fetzte er sie förmlich auseinander.

Der Torso kippte ihm entgegen.

Mit dem Fuß trat Suko zu, spürte weichen Widerstand und schleuderte den Kopflosen zurück.

Durch eine wilde Bewegung löste er die Reste der Schlange aus der Umklammerung der Peitsche, das Reptil wurde weit weggeworfen, und dann konnte sich Suko um den restlichen Teil kümmern.

Sein Gesicht war verzerrt, als er dreimal zuhieb, gegen den Torso einmal und gegen die Pranke doppelt so oft.

Kein Schrei brandete ihm entgegen. Es war ein stummes Sterben, ein lautloses Vergehen dieses furchtbaren Monsters, das einmal ein Mensch gewesen war.

Doch davon blieb nicht mehr viel zurück. Nur ein Torso mit zwei Beinen, die seltsam verdreht vom Unterteil abstanden.

Peter van Dyck existierte nicht mehr.

Jedoch die Schädelkette!

***

Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, als ich sah, was mit den Schädeln geschah.

Oft hatte ich erlebt, daß aus normalen Köpfen Totenschädel wurden.

Hier jedoch lief der Vorgang umgekehrt ab.

Aus Totenschädeln wurden Köpfe.

Nein, keine direkten Köpfe, sondern mehr Gesichter, die innerhalb der Knochen schimmerten und selbst den Glanz der Diamanten überdeckten. Und ich hörte in meinem Kopf die Stimmen, die aus einer anderen Zeit zu stammen schienen, aber dennoch deutlich zu hören waren.

›Den Diener konntest du töten, uns aber wirst du nicht umbringen, denn wir sind die Großen Alten. Schau genau hin, dann siehst du Kalifato und seine Freunde.‹

Ich war so überrascht und geschockt, daß ich der Aufforderung nachkam.

Kalifato starrte mich an.

Ja, ich erkannte innerhalb des Schädels dieses häßliche grüne Gesicht mit den leicht schräg gestellten Augen und den seltsamen Kopf mit den spitzen Ohren. Sogar die Streifen waren auf seinem Gesicht zu sehen, als hätte man sie in die Haut geätzt.

Das war Kalifato.

Die anderen Gesichter traten nicht so deutlich hervor. Aber schon jetzt wurde mir bewußt, daß es Bildnisse des Grauens waren. Durch die Köpfe der Zauberpriester zeigten sie sich mir, bevor sie allmählich verblaßten und mit ihnen die Schädel.

Die Kette verschwand vor meinen Augen.

Ich feuerte.

Es war eine Reflexbewegung, weil ich mir anders nicht zu helfen wußte.

Und ich hatte auch getroffen, die geweihte Silberkugel jagte durch den Schädel.

Etwas fiel zu Boden.

Die Glieder der Kette, die ein Juwelier so kunstvoll mit den sechs Schädeln verbunden hatte.

Ein letztes grünes Leuchten lag in der Luft, danach sah ich nichts mehr, hörte allerdings die allmählich verwehenden Stimmen.

›Unsere Aufgabe ist erfüllt. Die Schädel sind frei. Jahrtausende über waren sie vergessen worden, nun werden sie den Weg gehen, der ihnen vorgeschrieben ist. Du kannst die Großen Alten nicht aufhalten, Geisterjäger, du nicht…‹

Diese letzten Worte behielt ich sehr gut. Und jeder von Ihnen, Freunde, kann sich vorstellen, daß mir nicht sehr wohl zumute war. Wir hatten die Gefahr nicht gebannt, nur zurückgedrängt. In Anbetracht der Lage ein bescheidenes Ergebnis…

***

Der Fall zog noch einiges nach sich. Wir erfuhren detailgetreu, was sich innerhalb des Flugzeuges abgespielt hatte und recherchierten auch in Südafrika.

Von dort erfuhren wir dann den Rest. Daß es schon zahlreiche Opfer gegeben hatte. Arbeiter in einem Bergwerk.

Einen Mann namens Saccu fanden wir in dem von van Dyck gemieteten Haus.

Er war auf schreckliche Art und Weise gestorben. Als wir ihn sahen, konnten wir nur froh sein, daß diese gefährliche Mensch-Tier-Mutation nicht mehr existierte.

Die Schädel allerdings gab es nach wie vor. Leider auch die Großen Alten.

Trotzdem war ich nicht mutlos. Ich wußte gute Freunde und Helfer hinter mir.

Dazu zähle ich auch den Eisernen Engel…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 222 »Schlucht der stummen Götter«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 138 »Flucht in die Schädelwelt«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 012 »Die Todesgöttin«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 242 »Werwolf-Terror in Soho«